

ERUDITIO – EDUCATIO

Research Journal of the Faculty of Education of J. Selye University
A Selye János Egyetem Tanárképző Kara tudományos folyóirata
Vedecký časopis Pedagogickej fakulty Univerzity J. Selyeho v Komárne

3/2016
(Volume/Jahrgang 11.)

Founder Editor in Chief
Margit Erdélyi

Editor in Chief
Péter H. Nagy

Editorial Board

Prof. PhDr. Cséfalvai Zsolt, PhD.; Prof. PhDr. Erdélyi Margit, CSc.; Prof. Dr. Hans-Joachim Fischer; Doc. PhDr. Soňa Gabzdilová, CSc.; Dr. habil. PaedDr. Horváth Kinga, PhD. (elnök); PaedDr. Juhász György, PhD.; Doc. PaedDr. Zita Jenisová, PhD.; Dr. Kalmár Melinda; Prof. Dr. Kéri Katalin; Doc. PaedDr. Viliam Kratochvíl, PhD.; Dr. habil. PhDr. Liszka József, PhD.; Prof. Anna Mazurkiewich, PhD.; Dr. habil. Nagy Ádám, PhD.; Prof. Dr. Szabó András, DrSc.; Dr. habil. Szarka László, CSc.; Dr. habil. Vajda Barnabás, PhD.; Dr. habil. Vass Vilmos, PhD.

Reviewers – Gutachter

Dr. habil. Horváth Kornélia, PhD.; Dr. habil. PhDr. Liszka József, PhD.; Dr. habil. Lőrincz Julianna, PhD.; PaedDr. Strédl Terézia, PhD.; Dr. Sándor János Tóth, PhD.; Dr. habil. Barnabás Vajda, PhD.

Language Editor

PaedDr. Andrea Puskás, PhD.

Translation

Dr. habil. Barnabás Vajda, PhD.

Betreuung der deutschsprachigen Beiträge

Dr. habil. PhDr. Liszka József, PhD.

Sprachliche Redaktion

PD. Dr. Dr. Doris Wagner

Realizované s finančnou podporou Úradu vlády SR
– program Kultúra národnostných menšín

2016



Eruditio – Educatio • Research Journal of the Faculty of Education, J. Selye University in Komárno • Published 4 times a year • Published by the Faculty of Education, J. Selye University (Komárno) • Reg. no. 37 961 632 • Editorial address: Pedagogická fakulta Univerzity J. Selyeho, Bratislavská 3322, SK-945 01 Komárno, P.O.Box 54 • Tel.: +421-35-3260-829 • E-mail: nagyp@uj.s.sk • Editorial assistant: Mgr. Ing. Beáta Nagy • Cover design and preparation for printing: Grafis Media, s.r.o. • Printed by Grafis Media, s.r.o. Gesztenyefa sor 4525/1A, 929 01 Dunaszerdahely • ISSN 1336-8893 • EV 2179/08 • October 2016 • <http://pf.uj.s.sk/hu/tudomany/publikaciok/eruditio-educatio.html>

Number of copies: 200 • Periodical not for sale.

Eruditio – Educatio • Vedecký časopis Pedagogickej fakulty Univerzity J. Selyeho v Komárne • vychádza 4x ročne • Vydáva Pedagogická fakulta Univerzity J. Selyeho (Komárno) • IČO 37 961 632 • Adresa redakcie: Pedagogická fakulta Univerzity J. Selyeho, Bratislavská 3322, SK-945 01 Komárno, P.O.Box 54 • Tel.: +421-35-3260-829 • E-mail: nagyp@uj.s.sk • Redakčná asistentka: Mgr. Ing. Beata Nagyová • Obal a tlačiarska príprava: Grafis Media, s.r.o. • Tlač: Grafis Media, s.r.o. Gaštanový rad 4525/1A, 929 01 Dunajská Streda • ISSN 1336-8893 • EV 2179/08 • Október 2016 • <http://pf.uj.s.sk/hu/tudomany/publikaciok/eruditio-educatio.html>

Náklad: 200 ks • Periodikum je nepredajné.

Content / Inhalt

STUDIES / AUFSÄTZE

Prosser-Schell, Michael:

Martinswege, Martinsdenkmale und Martinstag-Heortologie:
Erweiterter Europäisch-ethnologischer Forschungsbericht
und Kommentar zum Martinsjahr und zu einer
bemerkenswerten Tagung in Vác 5

Vogel, Julia:

Der Umgang Jugendlicher mit der Erinnerung an die Ermordung
von Juden am Beispiel von Stolpersteinen in Marburg 15

Liszka, József:

„Es war doch einmal eine Zeit..“ Betrachtungen über friedliches
oder weniger friedliches Zusammenleben der Ungarn, Deutschen
und Slowaken. Historisch-ethnologische Beispiele aus dem Gebiet
der heutigen Südwest-Slowakei 21

Kovács, Éva:

Some notes on the syntax and polysemous nature of multi-word verbs 41

Mandelíková, Lenka:

Kommunikationsmodelle im Kontext der Textlinguistik 53

Pintér, Márta Zsuzsanna:

The Stage Curtain as an Emblem in the Theatre
of the Kingdom of Hungary at the End of the 18th Century 61

Nagy, Adrienn:

Commercial Vocational Training in Fiume (1880–1918). 69

Miklós, Péter:

On the history of the Czechoslovakian-Hungarian
Population Exchange in Csanád County.
Based on the vice-ispán's reports (April 1947 – October 1948). 85

Szayly, József:

From the out-of-date radio channel to the trendy TV program.
Change of youths' perception in connection with Radio Petőfi 93

Vajda, Karl:

Positivismus, Poetologie und die gängigen
Zeitbegriffe der Literaturwissenschaft 105

AUTHORS / AUTOREN 119

Martinswege, Martinsdenkmäler und Martinstag-Heortologie

Erweiterter Europäisch-ethnologischer Forschungsbericht und Kommentar zum Martinsjahr 2016 und zu einer bemerkenswerten Tagung in Vác

Prosser-Schell, Michael

Saint Martin Roads, Reminiscences and St. Martin's Day Heortology
An augmented research report and commentary on the St. Martin's Year as well as on a remarkable conference in Vác

Abstract

The objective of the paper is to introduce some new, German language research on the occasion of 2016, a St. Martin's Jubilee Year. It also makes a detailed account on a conference held in Vác in June, 2016 on the topic of reminiscences research the focus of which was the theme of St. Martin. The study touches upon the connection of religion and politics in the past and present as well as St. Martin as a European symbol.

Key words: religious culture, European cultural roads, veneration of saints, calendar feasts, religion and politics

Schlüsselworte: Religionskultur, europäische Kulturwege, Heiligenverehrung, Kalenderbräuche, Religion und Politik

2016 ist ein Martinsjahr, wenn man, wie es in der einschlägigen Forschung allgemein akzeptiert erscheint, auf 316 n. Chr. als seinem Geburtsjahr rekurriert. Gleichwohl, auch ohne diese Jubiläums-Arithmetik lohnt sich in unserer Zeit ein Blick auf das Thema. Die hervorgehobene Bedeutung der Symbolkraft von Sankt Martin mag erlauben, wer in das große, bei C.H.Beck-München erschienene Handbuch der „Erinnerungsorte des Christentums“ blickt und dort sogar dreifach einschlägige Lemmata antrifft (Markschies 2010; Mezger 2010, 484–486, 490–491; Wolf 2010). Unter dem Motiv der *Mantelteilung* verkörpert der Protagonist die Kardinaltugend der Barmherzigkeit wie kaum jemand anderes überhaupt (Wimmer 1999, 359). Länderweit bekannt sind die Umzüge für Kinder, die, abends Lampions oder Laternen tragend, mit der Brauchfigur des reitenden römischen Legionärs Martinus gemeinsam gehen, eine Szenerie, die man als Kindheitserinnerung mitnimmt und im Gedächtnis speichert im Lauf des weiteren Lebens: Hubert Wolf hat völlig zu Recht dieses eindrückliche Handlungsbild an den Anfang seines Handbuchartikels gestellt, noch vor der wissenschaftlichen Erörterung einschlägiger theologischer, philologischer und kulturalanthropologischer Fragen (Wolf 2010, 668–670). Über die von Sulpicius Severus ausgehende Vita mit der zentralen Episode der Mantelgabe an einen Bettler sowie die im Lauf der Zeit immens angereicherte Menge an

Mirakelberichten und an legendarischer Überlieferung finden wir bereits im EM-Handbuchartikel von E. Wimmer eine Vielzahl von Hinweisen (Wimmer 1999, 358–361). Der Stimulus zur Lichter-Präsentation hingegen beruht sicherlich auf der Perikopen-Ordnung des Missale Romanum, die für den 11. November das Gleichnis vom Licht zur Lesung vorschrieb (Lukas-Evangelium, 11, 33–36).¹ Diesen Zusammenhang hat Dietz-Rüdiger Moser auch für mehrere andere Brauchtermine plausibel gemacht und bearbeitet (soweit ich sehe zuerst 1983, zuletzt 2007. Vgl. Moser 1983; Moser 2007, hier insbes. 356–358 und passim). Seit 2011 liegt zum Martinstag die Studie über den „Bedeutungswandel der Lichtmetaphorik von Martinsbräuchen“ von Daniel Drascek vor (Drascek 2011). Drascek konnte insbesondere aus dem homiletischen Schrifttum der Frühen Neuzeit (Predigt-Anleitungen und Predigtsammlungen) nachweisen, dass die über die Perikopenordnung dem Martinstag-Gottesdienst zugewiesene Evangelienstelle zum Ausgangspunkt für die Predigttexte genommen wurde – und nicht allein das Lichtgleichnis von Lk 11,33,² gemäß Perikopen-Ordnung des Missale Romanum nach 1570, sondern auch Lk 12,35,³ gemäß älterer, hochmittelalterlicher Perikopen-Ordnung (Drascek 2011, 17–18). Die von Drascek ausgewerteten frühneuzeitlichen Predigtsammlungen machen auch klar, nach welcher Logik die „vil eusserliche und Leibliche ding fürgenommen“ wurden, also die zahlreichen termingebundenen, aber außerhalb der Liturgie und der verbal-rhetorisch unterrichtenden Predigt statthabenden, körperlich-szenischen Brauchhandlungen eingeführt und etabliert worden waren: Sie verhalfen – nach der seelsorgerischen und didaktischen Theorie der Zeit – in einer mehrheitlich mündlich-schriftlos überliefernden Gesellschaft zur besseren Erinnerungsleistung durch sinnliche Anschaulichkeit, sie verhalfen mithin zur Stärkung der Gedächtniseinprägung für die in Gottesdiensten und Christenlehre verbal-mündlich vorgetragenen und geistlich vermittelten Inhalte (Drascek 2011, 11–12 und passim).

Noch in einer anderen, nämlich in landwirtschaftlicher Hinsicht kam dem *Dies Martini* eine weitreichende, wichtige Bedeutung zu – der Heiligkeitag des Bischofs von Tours koinzidierte mit einem wichtigen Abschlusstermin des ruralen Arbeitsjahres. Werner Mezger hat in seinem jüngsten Beitrag zum Thema unter anderem besonders stark herausgearbeitet, dass die Beendigung der ruralen Sommer- und Herbstarbeiten vor der winterlichen Arbeitsruhe, und die Auszahlung des bis dahin arbeitenden Gesindes hier anstand. Mezgers Beitrag kann zeigen, dass die Dauer der Arbeitsruhe im rural bestimmten Wirtschaftszyklus auf drei Mondphasen erstreckt war (mit dem 11. November beim Beginn und mit dem 2. Februar, dem „Mariae-Lichtmess“-Tag christlicher Prägung, am Ende der Arbeitsruhe und zur Wiederaufnahme der bäuerlichen Außentätigkeit – mit ihrem Zentrum zur längsten Winternacht 21./22.Dezember, Mezger 2016, 5–7). Wir haben es hier allem Anschein nach mit einem klar definierten Zeitabschnitt zu tun (Mezger 2016, 6), der auf ein schon auf ein römisches antikes, vor der Christianisierung gebräuchliches, astronomisches Zeitgliederungssystem zurückgeht. Arbeitende und Gesindeaus-

¹ Ordnung bezogen auf die nachtridentinische Zeit.

² Text: „Niemand zündet eine Lampe an und stellt sie in ein Versteck oder unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, damit die Eintretenden den Lichtschein sehen [...]“.

³ Text: „Eure Lenden sollen umgürtet sein, und eure Lampen sollen brennen“.

zahlung waren eine Gelegenheit zur Verausgabung und exzessivem Essen – zumal dann im christlichen Mittelalter eine vierzig tägige Fastenzeit bis hin zum Weihnachtsfest einsetzte. Gegenwärtig kaum noch bewusst und beachtet, ist diese Fastenzeit in der Vergangenheit doch mit allen dazugehörigen Merkmalen obligatorisch gewesen, demnach auch mit der Unterlassung von Fleischverzehr und Völlerei. An diesem letzten Tag vor der Fleischabstinenz konnte man noch ein zünftiges⁴ Festessen veranstalten, die reichliche Verausgabung und Verteilung auch an Arme und Bedürftige mit eingeschlossen (Mezger 2016, 2). Und daraus, primär daraus, erklärt sich die Gans, notabene eine gebratene Gans, wie sie etwa auf einer 1511 schön ausgemalten Initiale im Forgách-Codex des Martins-Klosters Pannonhalma als Attribut des Bischofs von Tours zu finden ist.⁵ In den vorher erwähnten Predigtmustern der Studie Drasceks wurde übrigens das Motiv der Gans ebenfalls aufgegriffen, es erscheint darin aber weniger als Sinnbild des Schmausens, sondern vielmehr wie eine Allegorie – eine Allegorie der Wachsamkeit. Diese Bedeutung der Wachsamkeit mag den Kundigen in dieser Hinsicht nicht nur aus einer nachträglichen Hinzufügung zur Martin-Legende (Wimmer 1999, 361–362; Moser 2007, 356–357; Mezger 2016, 9), sondern auch schon klassisch bekannt sein, d.h. aus dem römisch-antiken Sagenmotiv der kapitolinischen Gänse, die vor bösen Überraschungen warnen.

Das Jahr 2016 nun markiert ein Martinsjubiläum, da das Geburtsdatum nach den gegenwärtig gültigen Biografien auf dem Jahr 316 oder 317 n. Chr. liegt. Der Geburtsort befand sich bekanntermaßen im spätantiken Pannonien, in der Stadt Sabaria, die heute Szombathely heißt. So war es nicht verwunderlich, dass die *Internationale Tagung für Kleindenkmalforschung* in diesem Jahr in Ungarn durchgeführt wurde und einen Schwerpunkt auf den Heiligen Martin setzte. In Vác am dortigen Diözesanmuseum fand die Tagung unter der Organisation von Gábor Barna am 2.–5. Juni statt. Auf dieser Konferenz wurden nun – unter anderem – auch Verbindungen der religiösen und kulturellen Bedeutung mit relevanten politischen Dimensionen überaus deutlich.

Frigyes Pálos, Kunsthistoriker und langjähriger Direktor des Diözesanmuseums, behandelte in seinem Eröffnungsvortrag den *Kult und die Verehrung des Heiligen Martin von Tours in der Diözese Vác*. Eine Reihe eindrucksvoller Bildbeispiele zeigte die Vielzahl der Patrozinien und der entsprechenden Kirchengebäude und (Flur-)Kapellen. Auch die international prominente Dorfkirche von Hollókő (eines der ungarischen Wahrzeichen und ins UNESCO-Weltkulturerbe eingeschrieben) gehört zu den Martinkirchen, was für viele Zuhörer im Saal eine veritable Überraschung war. Pálos stellte sein Thema in den Kontext der Christianisierung des Karpatenbeckens: Ausführlich legte er die überragende Funktion des heiliggesprochenen ungarischen Königs Stephan I. dar – unter seiner Regierung wurde das wichtigste Kloster des Landes, die St.-Martin-Abtei Pannonhalma fertiggestellt und eingeweiht. Damit wurde die eminente politische Dimension deutlich. Es ging bei der Einführung einer neuen Staatsreligion selbstverständlich auch um die Etablierung neuer Administrationsprinzipien mit Hilfe der lateinischen Schrift und um neue Erbfolgeregelungen.

⁴ Zünftig auch deshalb, weil der Anlass der Salvation der Fleischerberufe dienen konnte.

⁵ Eine schön reproduzierte Abbildung außerhalb der Originalbibliothek bietet das Buch von Hapák, József und Sólomos (Hapák–Sólomos 2000, 90).

Unter dem Patronat Martins hat dann der ebenfalls heiliggesprochene ungarische König László I. im Jahr 1078 den gesamten Adel des Landes am Martinsberg Pannonhalma versammelt. Die dort gefassten Beschlüsse gingen in das sogenannte „Zweite Gesetzbuch“ des Königreichs Ungarn ein und trugen wesentlich zur Konsolidierung des Reiches bei. Unter der Regierung Lászlós I. erfolgte fünf Jahre später (1083) zudem die Kanonisierung Stephans, seines Sohnes Imre und des Missionars Szt. Gellért (Gerhard), das heißt die politischen Maßnahmen und Verbindungen im Zuge der Christianisierung wurden noch einmal in ihrer Legitimität sichergestellt. Dem *miles gloriosus* Martinus als Symbolgestalt kam in diesem ganzen Prozess eine wichtige publizistische Funktion zu.

József Liszka vom Forschungszentrum für Europäische Ethnologie Komárno/Komárom stellte in seinem Vortrag die *Entstehungsumstände und den begleitenden Kult einer Martinus-Statue in Zemnė/ Szimő* vor und behandelte damit einen *gegenwärtigen* Fall von politischer Funktion auf der Mikroebene einer ungarischen Landgemeinde in der (Südwest-)Slowakei. In Zemnė/Szimő, einem Dorf mit einer Mehrheitsbevölkerung ethnischer Ungarn, war und ist Martinus seit jeher der Gemeinde- und Kirchenpatron. Im Kirchenbau findet sich ein Altarbild, geschaffen 1927, erneuert 1970. Bei der Neugestaltung des Dorfkerns nach der Jahrtausendwende habe die Dorfverwaltung, so Liszka, eine Statue mit Symbolkraft in der Dorfmitte vor dem Kulturhaus aufstellen wollen. Seit 2006 steht nun eine neue Statue des Heiligen Martin dort. Die Denkmal-Statue, für die man sich entschieden hat, soll zugleich das traditionelle kirchliche Dorfpatronat *und* die Selbstvergewisserung der ungarischen Minderheit zeigen, weil die Dorfverwaltung die Gestalt des Heiligen Martin auch als *ungarisches* Erbe ansieht. Interessant war, dass Liszka auch die Alternative angesprochen hat – die Gemeinde hatte zuvor ein König-St. Stephan-Denkmal in Erwägung gezogen, aber, so die Gemeinde, diese Denkmäler gäbe es bereits in genügender Anzahl.

Gábor Barna, Volkskundler und Direktor der *Forschungsgruppe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften zur Untersuchung Religiöser Kultur* in Szeged, widmete seinen Vortrag „Auf den Spuren des Heiligen Martin: Neue Pilgerwege – Via Sancti Martini“ dem Europäischen Martinsweg mit seinen Verzweigungen und zeigte den Tagungsteilnehmern eine Reihe von Stationen in Ungarn. Es gibt hier Abschnitte, die als Wanderung für einen Tag konzipiert wurden (*gyalogos útvonalak*), zum Beispiel von Szombathely über 16 km bis zur Abteikirche romanischen Stils nach Ják. Es gibt auch weitere Teilstrecken, etwa eine *Via Latinorum*, die den Ausgangspunkt Szombathely über Körmend mit Martjanci (Mártonhely), mit Ptuj/-Hajdina und mit Smartno-na-Pohorju in Slowenien verbindet – das wären dann circa 180 km. Auch die Abtei Pannonhalma wird seit neuestem, zum Jubiläumsjahr 2016, in den europäischen Martinsweg mit aufgenommen und eingebunden. Nach Süden verzweigt sich der ungarische Teil des Martinsweges bis hin zur Bischofsstadt Pécs, deren Name auf das römische *Sopianae* zurückverweist. Dabei werden Denkmäler, wie sie auch im Vortrag von Frigyes Pálos gekennzeichnet worden waren, in direkter sinnlicher Wahrnehmung zugänglich: Sei es als Dorfkirchen, Wegekapellen, Skulpturen oder figural ausgestaltete Brunnen unter diesem Namen Martin. Und manch einer hat ganz persönliche Beziehungen zu den Martin-Orten, so wie Gábor Barna, der nicht vergaß zu erwähnen, dass er

selbst aus Kunszentmárton im Alföld stammt und diese Stadt mit ihrem konfessionsübergreifenden Fest *Kunszentmárton ünnep* als seine Heimatstadt begreift. Das Kernstück des eigentlichen, schon seit 2005 als „Kulturweg des Europarats“ zertifizierten, internationalen europäischen Martins-Weges⁶ aber führt von Szombathely/Savaria/Steinamanger und dem Bild Martins in der dortigen (Marien-)Kathedrale 2.500 Kilometer lang über Slowenien (Smartno na Pohorju mit seiner romanischen Martinskirche), über die Lombardei (mit der Stadt und Garnison Pavia/ Ticinum Papiae, dem Ort der Kindheit und Erziehung Martins), über das Aosta-Tal (mit der 2000-jährigen Segmentbogenbrücke *Pont Saint Martin*) bis nach Tours und Marmoutier am gegenüberliegenden Loire-Ufer, und bis zum Endpunkt Candes-Saint Martin, dem Sterbeort. Die Deklaration von „Kulturwegen des Europarats“ zeigt über den Aspekt des religiös begründeten Pilgers hinaus, dass die politische Repräsentanz „Europarat“ bestimmte Initiativen zur Hervorhebung und Auszeichnung ebenso bestimmter, als genuin erachteter Überlieferungen anerkennt – und sich zu eigen macht, indem eine politische Vertretung Europas sich ausdrücklich darauf beruft.

Wienand Kerkhoff, der Kunsthistoriker aus Bonn, ging nach dem ungarischen Teil über auf den rheinischen Teil der Martinsdenkmäler. Er nahm sich mit dem „Martinsdenkmal am Bonner Münster“ ein ortsgebundenes, modern gestaltetes, aber auf die antike Siedlung *Bonna* verweisendes Einzeldenkmal vor. Das am Münsterplatz in eine römische Mauer eingelassene Martins-Relief besteht aus vier Bronzedarstellungen mit Szenen aus dem Leben des HL. Martin, ein Werk von 1982/83 des Künstlers Ernst Hermann Sander. Trotz der unauffälligen Positionierung gilt es als ein Kunstwerk zum Staunen und zählt zu den höchstwertigen Sehenswürdigkeiten der alten Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland. In klassischer kunsthistorischer Analyse eröffnete Kerkhoff den Tagungsteilnehmern, was ein Kleindenkmal im Subtext mitteilen kann: An dieser Stelle hatte die alte Bonner Martinskirche gestanden, 1150 errichtet, seit 1794, im Zuge der napoleonischen Eroberungen, dem Verfall preisgegeben, nach und nach abgerissen, die Steine wurden zum Teil versteigert. Eines der Sander-Reliefs bildet genau diese ehemalige Martinskirche zusammen mit einem Martinsumzug ab.

Über das Thema „Sankt Martin als Weinheiliger“ sprach der Rechtshistoriker und Volkskundler *Herbert Schempf*. Damit sind wir wieder bei der oben bereits angesprochenen Bedeutung des Martinstages im landwirtschaftlichen Jahreslauf: Zu diesem Termin wurde der neue trinkfertige Wein eines jeweiligen Jahres erstmals ausgeschenkt – der Heilige Martin hat an diesem Tag und *über* diesen Tag das Patronat, er ist der Schutzheilige dieses Tages. Es ist es also wieder eher die kalendarische Position des Martins-Festes und weniger der Vita- oder der Legendentext, der bei der Verbindung zum Wein den Ausschlag gibt. Und wie die Verausgabung eines fetten Festessens, als deren erstes Symbol die schlachtreifen Gänse des Martinstags gelten können, kann ebenso die Weinverausgabung für Milde und Barmherzigkeit, für einen Anlass des Teilens und des Austeilens stehen.

⁶ Der Martinsweg gehört damit in die Reihe der ersten zwölf „Kulturwege“; nach Stand 2015 sind es 33 offizielle Kulturwege, derzeit fünf weitere Kandidaten. Darunter finden sich eben auch protestantisch ausgezeichnete Kulturwege wie der „Itinéraire sur les Pas des Huguenots et des Vaudois“ (Hugonotten- und Waldenser-Weg) oder die „Route der großen europäischen Heilbäder“.

Berühmt bis in die Gegenwart sind gerade auch die großen Umzüge der Kinder und Schulkinder zusammen mit Eltern und Angehörigen am Martinsabend. In der Stadt Kempen, bei einem der höchstfrequentierten Martinsumzüge der Gegenwart, erhalten die Kinder die „Martinstüte“ (einheimisch-dialektal: die „Blo-es“) voller Süßigkeiten und Naschwerk;⁷ der Martinsabend ist dort heute ein bedeutendes, kommunales Fest, an dem die städtischen Kindergärten und auch das Städtische Hauptamt logistisch mitwirken. Bärbel Kerkhoff-Hader hielt ihren Vortrag „Sankt Martin in Kempen am Niederrhein“ über diese Veranstaltung, die sich 125 Jahre zurückverfolgen lässt. Die detaillierten Ausführungen der Volkskundlerin zu diesem herausragenden Beispielfall konnten vier wichtige Punkte sowohl am Thema wie an der Tagungskonzeption (d.h. an der Kleindenkmalforschung) instruktiv und anschaulich fokussieren: Erstens, neben dem Martinsritt und der szenisch dargestellten Mantelteilung spielt in Kempen der Licht-Gebrauch eine hervorgehobene Rolle. Tausende von Laternen verwandeln die Altstadt in ein Lichtermeer – der St. Martinsumzug wächst unter anderem deshalb so stark an, weil viele Menschen aus den umliegenden Städten und Nachbargemeinden heranströmen (so dass dort die eigenen Umzüge zum Teil terminlich verschoben werden müssen). Im Kempen brennt man allerdings auch noch ein riesiges Feuerwerk ab, über das Kerkhoff-Hader mit eindrucksvollen Bildern referieren konnte. Einen zweiten Forschungspunkt – „Was ist ein Denkmal heute?“ – machte Kerkhoff-Hader am Kempener Martinsdenkmal selbst fest, das stadtmittig beim Marktplatz steht: Dieses erst im Jahr 2004 aufgestellte Figurenensemble findet man, ganz unsakral und ohne Einhegung ebenerdig in der Fußgängerzone. Es kann von Passanten, vor allem von Kindern, auch als Spielplatz genutzt werden.⁸ Im Unterschied dazu zeigte die Referentin aus derselben Stadt das 1901 erstellte Denkmal des Mystikers und nachmaligen Augustinerchorherren in Zwolle, Thomas Hemerken alias *a Kempis*, dessen Figur auf einem Sockel thront und die Passanten zur Haltung des Hinaufschauens veranlasst. Damit sollte nonverbal zugleich ein Gefühl der Erhabenheit in Bezug auf den prominenten Gelehrten erzeugt als auch ein selbstversichernder Lokalpatriotismus in derjenigen Kommune, aus der eine so überragende Persönlichkeit stammt, hervorgerufen werden. Eine kulturhistorisch besondere, individuelle Pointe an dieser Angelegenheit besteht zweifelsohne darin, dass sich mit Thomas Hemerken der Inbegriff der Bescheidenheit verbindet: Johan Huizinga hat ihm das „*Ama nesciri*“ zugesprochen, diesem Gelehrten, der gerade nicht prominent sein, sondern hinter seiner Schrift persönlich unerkannt bleiben wollte, und in dem die katholischen *und* die protestantischen Niederländer ein „bescheiden, verdraagzsaam en redelijk Christendom“ als eine ihrer Lieblingscharaktereigenschaften sehen. Und noch ein Drittes wäre für Kempen zu bemerken: Nicht der Heilige Martin als Protagonist steht im Vordergrund des Kempener Denkmalensembles, denn seine Gestalt ist eher kleinformatig in der Darstellung einer Laterne zu erbli-

⁷ Siehe „Sankt-Martin-Verein Kempen e.V.“, Homepage, S. 1, abgerufen und ausgedruckt 21. Juli 2016. Papierausdruck im Archiv des Verf., IVDE Freiburg.

⁸ Die Vortragende hat diesen Umstand mit eigenen fotografischen Zeugnissen nach dem Jahr 2004 belegt. Wer möchte, kann das Denkmal auch über eine schöne Internetabbildung anschauen, eingestellt vom Fotografen Sascha Lucas unter: www.slucas.de/niederrhein/kreis-viersen/kempen-altstadt-burg, aufgerufen 21.07.2016, Papierausdruck im Archiv d. Verf., IVDE Freiburg.

cken, sondern fünf anonyme Menschenfiguren, die mit den Requisiten des Umzugs verknüpft sind: Mit anderen Worten, dieses Kleindenkmal hält eher weniger den heiligen Protagonisten als vielmehr *den Brauch* präsent – präsent allzeit auch im Alltags- und Verkehrsbetrieb der Innenstadt. Schließlich viertens, man findet an ihm zudem symbolhaft den Aspekt religiöser Vielfalt angezeigt. Ein Kreuz, ein Halbmond und ein Davidstern sind in das Gesamtbildwerk integriert, die Zeichen der drei Religionen Christentum, Islam, Judentum. Der Vortrag erwähnte aus gegebenem Anlass, dass auch Angehörige anderer, nichtchristlicher Glaubensrichtungen, zumal Muslime, am Kempener Umzug ohne Probleme teilnehmen. Vor nicht allzu langer Zeit (2013) hatte in einer Gemeinde Hessens eine Beschwerde für Aufsehen gesorgt, die darauf abhob, dass Angehörigen muslimischer Konfession eine Teilnahme an einer christlich geprägten Tradition wie dem Martinsumzug nicht zugemutet werden dürfe. Der Zentralrat-Vorsitzende der Muslime in Deutschland ließ sich daraufhin in der überregionalen Presse so zitieren: „Das Leben des heiligen Martin ist doch geradezu vorbildlich, auch für Muslime. Der Gedanke des Teilens spielt im Islam eine große Rolle.“⁹

Zum Ende nun ganz wenige, zwei bis drei konkludierende und ausblickende Gedanken und Einfälle, die diese Tagung dem Verfasser zugeführt hat: Wir konzentrieren uns auf die beiden Beiträge zum Martinsweg als „Kulturweg(-system) des Europarats“ und eben zum großen Martinsfest in Kempen – rein aus Platzgründen, ganz ohne die anderen Beiträge in ihrem die Thematik vertiefenden und ergänzenden Wert vernachlässigen zu wollen. Bekanntermaßen gehört der Martinsweg – oder besser: das verzweigte System des Europäischen Martinsweges – zu den inzwischen 33 offiziellen „Kulturwegen des Europarats“, die zur ersten und meistfrequentierten zertifizierten Route des „Pilgerwegs nach Santiago de Compostela“ seit 1987 hinzugekommen sind.¹⁰ Die Wege sollen zeigen, wie das Erbe *verschiedener* Länder und Kulturen Europas zum *gemeinsamen* kulturellen Erbe beiträgt, sie verstehen sich sozusagen als „open-air“-Labor der europäischen Entwicklung und einer gemeinsamen europäischen Identität. Die Initiative zur Ausschreibung eines Kulturwegs geht von Bürgern aus (nicht von den Politischen Gremien und Amtsträgern selbst), das sind Laien und Laienorganisationen. Dieses Erbe wird nicht still-antiquarisch und nicht monolithisch-monumental aufgestellt, es ist aktiv und mit Tätigkeit erfüllt. Die Stationen dieser Wegverbindung, die der Vortrag zeigte, ermöglichen ein Er-Fahren (im doppelten Sinn), ein Erwandern unter freiem Himmel, ein sinnfälliges Erkunden – in visueller, proxemischer, taktil/haptischer, in phoniatischer (über Führungsgespräche) und rezitativer Verdeutlichung. Wir haben damit eine Dimension des „Brauchtums“ vor uns – nicht nur eine neue Facette, sondern eine neue Dimension. Durch den Vortrag von Gábor Barna wurde zudem klar noch einmal gesagt, dass die Stationen des Martinswegs eines der Hauptbilder europäischer Identität im Kulturerbe des Spätromischen Reiches zusammensetzen, Kulturerbe, das an eine der Kardinaltugenden des Christentums

⁹ Zit.: *General-Anzeiger Bonn*, Artikel: „Kulturstreit um den beliebten Heiligen“ v. 6. November 2013, Quelle: dpa/ Internet-Ausgabe des *General-Anzeiger*, abgerufen 22.07.2016, Papierausdruck im Archiv des Verf. Der Hinweis dazu dankenswert durch Werner Mezger, mehr bei Mezger 2016, 25.

¹⁰ Vgl. etwa hierzu die Arbeiten des niederländischen Theologen und Volkskundlers Paul Post (Post 1994; Post 1998).

gemahnt, aber auch an eine unverwaschene, klare Auffassung von Recht. Antikes Erbe ist nach wie vor berufungsfähig, etwas, was uns verbindet und an was wir denken (können), wenn wir *Europa* denken. „Wege“ und „Auf dem Weg sein“ bietet dazu nicht nur ein besonders schönes Gedankenbild, sondern auch ein Erlebnis.

Das große und gleichsam idealtypische Einzelbeispiel des Martinstages in Kempen hingegen bietet den Fall eines Stadtfestes: Die politische Stadtgemeinde macht den Martinsabend zu einem ihrer Wahrzeichen, nach außen für ihr Image, nach innen zum Identitätsmerkmal für ihre Einwohner (auch wenn diese islamischen Glaubens oder religiös indifferent sein sollten). Und so kann über die in sich differenzierte Motivationslage aller teilnehmenden Kinder und Familienangehörigen keine exakte Aussage getroffen werden, das heißt, es kann nicht genau gesagt werden, wie viele Menschen aus primär religiösen Beweggründen den Martinsumzug mitgestalten, und wie viele Menschen vor allem deshalb mitgehen, weil Nachbarn und/oder Mitschüler/ Mitschülerinnen ebenfalls mitgehen und man sich vor allem deshalb beteiligen und nicht sozial ausgrenzen möchte. Das Bild und die Botschaft aber bleiben für alle: Die Figur des Martinsreiters mit der Mantelteilung sowie das Laternenensemble. Gerade aber wegen der Einladung an alle, an Angehörige auch nichtchristlicher Konfessionen oder Konfessionslose, ist hier eine politische Dimension gegeben (denn im Hintergrund der oben angedeuteten Beschwerde ging es nicht so sehr um religiöse Empfindlichkeiten, die waren vorgeschoben, sondern um die Trennung von öffentlichen, staatlichen Verwaltungsangelegenheiten und Religion).¹¹

Der andere Aspekt: Die auch durch eine bloß sekundäre Abbildung im Vortrag Kerkhoff-Hader schon überaus imposanten und merkfähigen Szenen vom Lichtgebrauch am Martinsabend (Feuerwerk, Scheitfeuer, und vielfältig bunter, von Kindern selbstgestalteter Laternenzug in der Abenddämmerung) zeigen genau das, was schon klassisch intendiert war und ist: Eindrücklichkeit, gerichtete Eindrücklichkeit, um nonverbal und deiktisch die Tradierung bestimmter sozialer Orientierungsmaßgaben und kulturell-gemeinsamer Zeichen dafür zu gewährleisten oder zumindest zu fördern. Der Kirchenhistoriker Hubert Wolf hat seiner Martin-Analyse, wie gesagt, nicht umsonst die Kindheitserinnerungen an den Laternenumzug und an die dabei gesungenen Lieder *voran*-gestellt (Wolf 2010, 668–669). Solche Erinnerungen an szenische Aufführungen, die Menschen als Kulturwesen selbst leiblich gestaltet und die Requisiten dazu selbst gefertigt haben, die bleiben im persönlichen Gedächtnis lebenslang. In diesem Zusammenhang bieten wieder die Schriften des Thomas a Kempis berücksichtigungswerte Anhaltspunkte: Es gibt eine innere Haltung, die durch Lektüre, durch mystische Versenkung, durch stille Gebetsübungen einem klarmacht, was jetzt wichtig ist und auch für morgen wichtig sein soll. Und es gibt, wie Daniel Drascek es herausgearbeitet hat, die nach außen demonstrativen „Ceremonien“ (Drascek 2011, 11–12), die dafür dienlich sind, dass bestimmte sittliche Orientierungen und Bedeutungen im Menschen über Zeiten hinweg gemeinsam gespeichert werden und im Alltag haften bleiben.

¹¹ Ohne dass wir das an dieser Stelle nun eingehender diskutieren könnten, sei nur noch einmal auf die im Presseartikel des Bonner „Generalanzeigers“ v. 6. November 2013 durchscheinende Kontroverse verwiesen. S. weiterhin Mezger 2016, 25–26.

Literatur

- Drascek, Daniel (2011): „...eure Lampen sollen brennen“. Zum Bedeutungswandel der Lichtermetaphorik von Martinsbräuchen im Kontext von Perikopenordnung und Predigtliteratur. In *Szenische Gestaltungen christlicher Feste. Beiträge aus dem Karpatenbecken und aus Deutschland*. Hg. von Michael Prosser-Schell. Münster–New York: Waxmann /Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts; Bd. 13/ S. 11–28.
- Hapák, József–Sólymos, Szilveszter (2000): *Pannonhalma. A Town built on an Hill*. Budapest: Kossuth–Pannonhalmi Főapátság.
- Markschies, Christoph (2010): *Sankt Martin II*. In *Erinnerungsorte des Christentums*. Hg. von Markschies, Christoph–Wolf, Hubert. München: C.H.Beck, S. 679–686.
- Mezger, Werner (2010): Feste im Kirchenjahr. In *Erinnerungsorte des Christentums*. Hg. von Markschies, Christoph–Wolf, Hubert. München: C.H.Beck, S. 477–491.
- Mezger, Werner (2016): Bräuche um Sankt Martin: Kulturelles Kapital für ein christliches Europa. [unveröffentlichtes Manuskript, hinterlegt im IVDE Freiburg, S. 1–27, erscheint 2016]
- Moser, Dietz Rüdiger (1983): Perikopenforschung und Volkskunde. *Jahrbuch für Volkskunde*. N.F. 6, S. 7–52
- Moser, Dietz Rüdiger (2007): Jahreslauf und Feste. In *Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum*, Bd. 5: 1750–1900. Hg. v. Michael Pammer. Paderborn, S. 355–410.
- Post, Paul (1994): The Modern Pilgrim. A Study of Contemporary Pilgrim's Accounts. *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 24, S. 85–100;
- Post, Paul (1998): Post-Modern Pilgrimage: Christian Ritual between Liturgy and ‚Topolatri‘. In *Sanctity of Time and Space in Tradition and Modernity*. Ed. A. Houtman–M. Poorthuis–J. Schwartz. Leiden–Boston–Köln 1998, S. 299–315.
- Wimmer, Erich (1999): Martin von Tours. In *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*, Bd. 9. Hg. von Rolf-Wilhelm Brednich. Berlin–New York: Walter de Gruyter, Sp. 358–364.
- Wolf, Hubert (2010): Sankt Martin I. In *Erinnerungsorte des Christentums*. Hg. von Markschies, Christoph–Wolf, Hubert. München: C.H.Beck, S. 668–678.

Der Umgang Jugendlicher mit der Erinnerung an die Ermordung von Juden am Beispiel von Stolpersteinen in Marburg¹

Vogel, Julia

The Attitude of Youngsters About the Records of Jewish Holocaust Based on the Example of the Stolpersteine ('Stumbling Stones') in Marburg

Abstract

The study introduces the results of a field research that focused on the role of the special reminiscences, the Stolpersteine ('stumbling stones') raised to the memory of the Jewish deportation and Holocaust from the National Socialist times in the culture of remembrance of the post-1945 Germany. More precisely, the subject of the research was the role of the Stolpersteine ('stumbling stones') raised to the memory of the Jews deported and killed from Marburg in the consciousness of the youth. The research method was empirical data collection, in the form of partly participant monitoring, partly making interviews. The investigation shed light on the fact that the youth have a lesser reflection on both the examined reminiscences and the events they desire to mediate.

Key words: Holocaust, reminiscence, culture of remembrance, public memory space of the youth

Schlüsselworte: Holocaust, Kleindenkmal, Erinnerungskultur, öffentlicher Erinnerungsraum Jugendlicher

Mein Forschungsinteresse konzentriert sich auf Stolpersteine in Marburg. Im Fokus der Untersuchung standen hierbei die Leitgedanken, wie Jugendliche mit der Erinnerung an die Ermordung von Juden während der NS-Zeit umgehen und wie sie sich anhand der Inschrift des dezentralen Kleindenkmals als Teil einer Erinnerungsgemeinschaft begreifen.

Stolpersteine sind ein Projekt des Künstlers Gunter Demnig. Inzwischen liegen über 50.000 Stolpersteine in mehr als tausend Orten Deutschlands und in zwanzig Ländern Europas. Die Verlegung von Stolpersteinen kann als europaweites Projekt verstanden werden, das an die jeweiligen Einzelschicksale von Opfern der begangenen NS-Verbrechen erinnert². Gunter Demnig, der 1947 in Berlin geboren wurde und neben *Freie Kunst* auch *Kunstpädagogik* studierte, erhielt zahlreiche Auszeichnungen für sein *Projekt Stolpersteine*, das seit 2000 läuft³.

¹ Der Aufsatz ist eine Bearbeitung des Referats, das am 5. Juni 2016 an der 22. Internationalen Tagung für Klein- und Flurdenkmalforschung in Vác vorgetragen wurde.

² Vgl. <http://www.stolpersteine.eu/technik/> (21.05.2016)

³ Vgl. <http://www.stolpersteine.eu/de/biographie/> (21.05.2016)



Abb. 1.: Gunter Demnig bei einer Stolpersteinverlegung in Bad Homburg/Deutschland (Foto: J. Vogel, 2016)

Die Initiative der Stolpersteinverlegung in Marburg ging von der *AStA* (Allgemeiner Studierendenausschuss) aus und wurde in der Marburger Stadtverordnetenversammlung 2005 erstmalig befürwortet (vgl. Wagner 2011, 148–149). Wie in einem persönlichen Gespräch mit Barbara Wagner von der *Initiative Stolpersteine* in Marburg zu erfahren war, gibt es aktuell insgesamt 77 dieser Kleindenkmäler, die über verschiedene Stadtteile verteilt sind. Die letzte Verlegung war 2014 und die nächste wird voraussichtlich 2017 sein. Überwiegend erinnern die Stolpersteine in Marburg an jüdische Opfer.

Für meine extensive Feldforschung wählte ich die Stolpersteine von Moritz und Toni Katz, die sich in der Wettergasse 4, einer Fußgängerzone in Marburg Mitte, vor ihrem letzten Wohnmittelpunkt befinden.

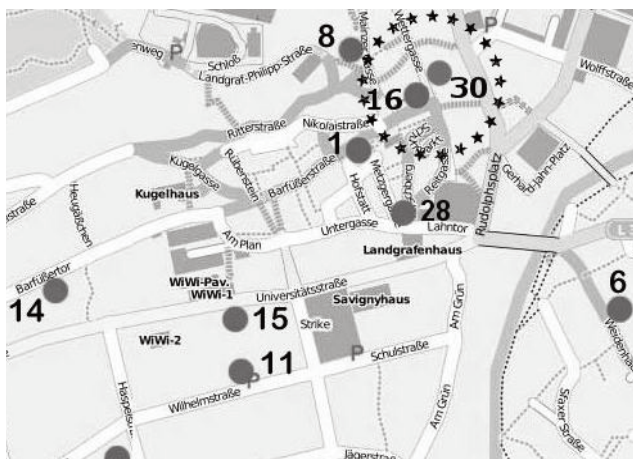


Abb. 2.: Straßenkarte der verlegten Stolpersteine, Marburg Mitte (<http://www.geschichtswerkstatt-marburg.de/projekte/ststmrkarten.php>)

Gemeinsam mit der *Geschichtswerkstatt Marburg e.V.* und dem Wunsch des Enkelsohns Joram Jakobson wurden die Steine am 24. August 2003 von Gunter Demnig verlegt.

Meine teilnehmende Beobachtung ergänzte ich mit drei kurzen Feldexperimenten zur Reaktion der StraßenpassantInnen auf die Kleindenkmäler. Zudem führte ich mit einem kleinen Spektrum Jugendlicher eine Befragung durch. Sie sollten zwischen 15 und 18 Jahre alt sein, weil sie für mich eine Generation vertreten, für die der Nationalsozialismus Geschichte ist beziehungsweise ab der Jahrgangsstufe 10 an deutschen Schulen thematisiert wird. Die qualitativen Interviews beschränkte ich auf vier Leitfragen. Meine Ergebnisse zeigen zwar bestimmte Tendenzen an, die jedoch in Zukunft mit weiteren Feldforschungen beglaubigt werden sollen.

Bevor ich fortfahre, möchte ich auf zwei erwähnenswerte Aussagen gegenwartsbezogener Literatur eingehen. Julia Roos stellte fest, dass in Deutschland erst gegen Ende der 1960er-Jahre an Schulen und Universitäten über die politische Vergangenheit gesprochen wurde (vgl. Roos 2006, 4). Barbara Wagner, die auch zum *Arbeitskreis Stolperstein* in Marburg gehört, kritisierte, dass mit mangelnden Grundkenntnissen der Geschichte auch die Erinnerung an NS-Verbrechen unverständlich bleibt (vgl. Wagner 2011, 151). Anzumerken sei an dieser Stelle, inwiefern gerade im Land der Täter die Erinnerung an die Ereignisse ein gefestigtes und dauerhaftes Verhältnis zu seiner eigenen Geschichte braucht. Vor allem im voranschreitenden Prozess der Vergangenheitsbewältigung.

Zur teilnehmenden Beobachtung begab ich mich an den gewählten Ort. Die Stolpersteine des Ehepaars Katz sind fast mittig und etwa einen Meter vor dem Hauseingang im Boden eingelassen. Die Kleindenkmäler bestehen aus einem Betonquader, dessen Kantenlängen jeweils 9,6 cm messen und die Höhe 10 cm beträgt. Auf der Oberseite der eingelassenen Stolpersteine befindet sich eine Messingtafel, deren Inschrift mit eingeschlagenen Großbuchstaben Lebensdaten der Opfer preisgibt. Die Erinnerung des Einzelschicksals beginnt für Gunter Demnig immer mit den Worten *Hier wohnte*. Dann folgen Lebensjahr und Schicksal sowie Todesjahr.



Abb. 3.: Stolpersteine für Moritz und Toni Katz (Foto: J. Vogel 2016)

Zur Biografie von Moritz Katz gehört, dass er Jahrgang 1870 war und 1938 zunächst in das KZ Buchenwald kam. Nach kurzer Rückkehr wurde er 1942 nach Theresienstadt (Terezín, Tschechien) deportiert, wo er verstarb. Seine Frau Toni Katz, geborenen Blumenfeld, war Jahrgang 1876. Sie überstand die Demütigungen und Entrechtung nicht und verstarb 1939 in der Elisabethklinik in Marburg. Das Ehepaar führte in der Wettergasse 14 zunächst das Kurzwarengeschäft *Blumenfeld*, das den Eltern von Toni Katz gehörte. 1914 wurde das Geschäft in die Wettergasse 4 verlegt und das Haus gemeinsam mit einem Teilhaber erworben. Das Geschäft wurde nach der ersten Verhaftung von Moritz Katz geschlossen und zusammen mit dem Haus unter seinem Wert verkauft. Das Ehepaar hatte zwei Kinder. Ihrem Sohn gelang 1933 die Flucht nach Haifa/Israel. Ihre Tochter konnte kurz vor Beginn des zweiten Weltkriegs nach Haifa fliehen⁴.

Bei der anschließenden Besichtigung des früheren Wohn- und Geschäftshauses von Moritz und Toni Katz fanden sich im mehrmals renovierten Treppenhaus keinerlei Hinweise mehr an sie. Ihre Wohnung befand sich in der ersten Etage und darunter ihr Geschäft. Auch heute ist im Erdgeschoß ein Bekleidungsgeschäft zu finden.



Abb. 4.: Ehemaliges Wohn- und Geschäftshaus
des Ehepaars Katz (Foto: J. Vogel, 2016)

⁴ Vgl. <http://www.geschichtswerkstatt-marburg.de/projekte/m&t-katz.php> (21.05.2016)

Wie sich bei dem darauf folgenden ersten Feldexperiment herausstellte, bei dem das allgemeine Interesse der vorübergehenden PassantInnen gegenüber den beiden Kleindenkmälern beobachtet wurde, sah nur eine vorbeigehende Person hin, wohingegen 60 Personen weiter gingen. In dem zweiten Versuch legte ich eine DIN A4 Pappe mit der Aufschrift *Vorsicht Stolperstein* zu den Kleindenkmälern. Interessiert waren acht Personen, die kurz stehen blieben. Wohingegen 53 Personen ohne Beachtung vorbeigingen. Der dritte Versuch mit gereinigten Gedenktafeln machte deutlich, dass niemand interessiert war und 65 Personen vorbeiliefen. In allen Fällen zeigte sich, dass von den Stolpersteinen kaum Notiz genommen wurde. Die Aufmerksamkeit stieg lediglich mit einer Irritation geringfügig an.

Die daran anknüpfende Befragung der Jugendlichen zeigte, dass überwiegend 15-jährige geantwortet haben, die Gymnasien in Marburg besuchten. Die erste Interviewfrage zielte auf das Wissen und die Bedeutung von Stolpersteinen ab. Eine prägnante Antwort lautete: „*Nee, leider gar nicht. Die sind mir noch nie so direkt aufgefallen.*“ Auf die zweite Frage, was aus den knappen Angaben entnommen werden kann, hieß es: „*Ja ich kenn' diese Namen jetzt nicht, vielleicht waren's auch irgendwie bekannte Leute von Marburg oder so.*“ Auf die dritte Frage, warum Demütigung und Vertreibung sowie Vernichtung von Juden erwähnt wird, wurde gesagt: „*Dass daran erinnert wird, wenn man hier so lang läuft und die schlimme Zeit nicht mehr vorkommen soll.*“ Bei der vierten Frage, wie sich Jugendliche mit jener Zeit identifizieren, stellte sich heraus: „*Das war 'ne schlimme Zeit, aber wir können ja jetzt auch nichts mehr dagegen machen.*“

Wie schließlich die Befragungsergebnisse der Feinanalyse herausstellten, die jedoch wie bereits erwähnt nicht den Anspruch der Repräsentativität erheben, wussten Jugendliche weder was Stolpersteine sind, noch kannten sie deren Bedeutung. Mit Begriffen wie beispielsweise *Entrechtung* oder *Deportation* konnten sie keine Verbindung zu den Opfern herstellen. Es zeigte sich auch, dass sie auf das Schicksal der Opfer mit wenigen Emotionen reagierten. Jedoch hatten die Jugendlichen ein bestimmtes Wissen aus dem Geschichtsunterricht über die Epoche des Nationalsozialismus, die sie „*Hitlerzeit*“ nannten. Öfter äußerten sie, dass die Zeit vorüber ist, und sie daran nichts mehr ändern könnten. Vielmehr interessierten sich die Jugendlichen für Ereignisse aus ihrem aktuellen Lebensalltag wie die Flüchtlingsproblematik.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die befragten Jugendlichen mit den Kleindenkmälern keine politischen Gedanken in Verbindung brachten. Ihr Umgang mit der Erinnerung an die Ermordung von Juden durch nationalsozialistische Verbrechen zeigte, dass sie zwar eine Fassade über ein sozial erwünschtes und normiertes Sprechen bedienen konnten, jedoch schwierige Fragen über die Auseinandersetzung mit Schuld ausblendeten. Insgesamt waren sie an einem guten Umgang mit Fremden interessiert.

In einem persönlichen Gespräch mit Gunter Demnig am 18. Mai 2016 stellte ich ihm die Frage, was er machen würde, damit sich Jugendliche für die abartigen Ereignisse in unserer Geschichte und deren Opfer interessieren. Darauf antwortete er: „*Das passiert von alleine.*“ Seine Lebensgefährtin, die Geschichtslehrerin ist, sagte dazu, dass es darauf ankommt, wie man es im Unterricht überbringt. Damit wird deutlich, dass der Schulunterricht entschieden dazu beiträgt, wie Jugendliche

in ihrem Alltag diese grausamen historischen Ereignisse mit Stolpersteinen in Verbindung bringen.

Stolpersteine können als Ergänzung zu den Gedenkstätten verstanden werden, die allen Opfern der NS-Zeit gewidmet sind. Es kann auch von der Vermutung ausgegangen werden, dass einige der Hausbesitzer nicht unbedingt mit der Verlegung von Stolpersteinen einverstanden sind oder auch Bewohner einer ehemals letzten Wohnstätte von Opfern der NS-Zeit mit geringem Interesse auf Kleindenkmäler reagieren. Interessant wäre auch über Ansichten von Jugendlichen mehr zu erfahren, die im Unterricht Stolpersteine thematisierten und sogar die Patenschaft eines Kleindenkmals übernahmen wie die Elisabethschule in Marburg⁵. In jedem Fall hat die Feldforschung verdeutlicht, dass mit zunehmendem Abstand zu den historischen Ereignissen sich auch der Bezug aus heutiger Sicht zu verflüchtigen scheint.

Literatur

Roos, Julia (2006): *Wandel der Erinnerungskultur. Das Mahnmal „Untere Brücke“ und das Projekt „Stolpersteine“*. Bamberg: Willy-Aron-Gesellschaft /Arbeitspapiere der Willy-Aron-Gesellschaft Bamberg e.V.; 1/

Wagner, Barbara (2011): Die Menschen nicht vergessen! Das Stolperstein-Projekt von Gunter Demnig in Marburg. In *Die Verfolgung der Juden während der NS-Zeit. Stand und Perspektiven der Dokumentation, der Vermittlung und der Erinnerung*. Hg. von Hedwig, Andreas. Marburg: Hessisches Staatsarchiv, S. 147 – 156. /Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg; 24/

Internetquellen

<http://elisabethschule.de/schulleben/projekte/stolpersteine/>

<http://www.geschichtswerkstatt-marburg.de/projekte/m&t-katz.php>

<http://www.stolpersteine.eu/de/biographie/>

<http://www.stolpersteine.eu/technik/>

⁵ Vgl. <http://elisabethschule.de/schulleben/projekte/stolpersteine/> (21.05.2016)

„Es war doch einmal eine Zeit...“

Betrachtungen über friedliches oder weniger friedliches Zusammenleben der Ungarn, Deutschen und Slowaken

Historisch-ethnologische Beispiele aus dem Gebiet der heutigen Südwest-Slowakei

Liszka, József

“Once upon a time there was a time...” Investigations on the Apropos of Peaceful and Less Peaceful Coexistence of Hungarians, Germans and Slovaks. Historical-Ethnographical Examples from the Territory of Today’s Southwestern Slovakia

Abstract

The study investigates the conformation of everyday relationships of co- and abreact exsiting people (Hungarians, Germans, Slovaks) approximately from the 19th century to the mid 20th century. These connections are usually shown positively in the reflections of nostalgic memoires while the situation is much more complex: a good deal of economic interest and duress, mutual dependency, emotions arising from the given political situation, linguistic, cultural, religious, mentality etc. differences but also even cousinly relationship tints the picture. The paper illustrates the subject matter by historical-ethnographical examples from the territory of today’s Southwestern Slovakia.

Key words: Slovakia, Hungarians, Slovaks, Germans, interethnic relationships, floating, the system of swap children

Schlüsselworte: Slowakei, Ungarn, Slowaken, Deutschen, interethnische Beziehungen, Flößerei, Tauschkindsystem

Das Zusammenleben der verschiedenen Ethnien aus beliebigen Teilen Europas wird (ein bisschen vereinfacht formuliert) üblicherweise in ihren Extremitäten betrachtet: Einerseits werden an die einstigen Verhältnisse, an das Alltagsleben als ein goldenes Zeitalter erinnert. Der Titel meines Beitrags eine deutet solche Einstellung an. Es ist ein Zitat aus dem Gedicht von Martha Schuster-Neumahr, die ihre Kindheit in der Zwischenkriegszeit im dreisprachigen Pressburg verbracht hat:

*Man spricht jetzt viel von Duldsamkeit
Zwischen Rassen und Religionen.
Es war doch einmal eine Zeit –
Oh Gott, wie liegt sie doch so weit –
da gab es weder Haß noch Streit
nur friedliches Beisammenwohnen.*

(Schuster-Neumahr 1981, 19)

Ähnliche, hauptsächlich von den ehemaligen deutschen Vertriebenen stammende Sätze könnte man im fast beliebigen Maße zitieren und habe ich es auch in meinen früheren Arbeiten getan (vgl. Liszka 1997; Liszka 2003, 175–218; Liszka 2011a mit weiterführender Literatur), aber das ist nur die eine Seite der Münze! Wenn man auch die Kehrseite der Medaille untersucht, dann kann man Angaben auch zu einem nicht ganz friedlichen Zusammenleben der verschiedenen Ethnien aufzählen.

Ein wohl in ganz Europa bekannter Witz deutet an, dass es mindestens auf der Ebene der Narrativen und oralen Überlieferung auch Auseinandersetzungen, Konflikte zwischen den einzelnen Ethnien gab. Einführend eine, unter den Ungarn in der Südwest-Slowakei aufgezeichnete Variante:

Auf der Großen Schüttinsel trinkt ein Fremder aus einem der dort häufigen Baggerseen Wasser. Ein Einheimischer hat es bemerkt und ruft dem Trinkenden auf ungarisch zu:

– Was machst du, Mensch! Das Wasser ist vergiftet!

*Der Fremde hat, weil er ein Slowake war,
davon nichts verstanden und fragt auf slowakisch:*

– Was haben Sie gesagt?

*Der Schüttinsler Ungar erklärt ihm das vorher gesagte
folgendermaßen auf slowakisch:*

*– Ich habe gesagt, dass Sie langsam trinken sollen,
weil das Wasser kalt ist.*

Wie bereits erwähnt handelt es sich um einen, in ganz Europa verbreiteten Wanderwitz (vgl. Liszka 2011b, 258–259). Als weiteres Beispiel eine deutschsprachige Variante aus Österreich:

*Haider steht auf der Donaubrücke und sieht einen Mann,
der gerade kniend vom Fluss trinkt. Haider ruft hinunter:*

– Nicht trinken, das Wasser ist giftig!

Dreht sich der Mann um und sagt:

– Ich nix verstehen – ich nix von hier.

Haider:

– Langsam trinken, große Schlucke...

Solche Witze, wie auch weitere, ähnliche Folkloregeattungen funktionierten und funktionieren eigentlich wie Ventile, die die aufgehäuften Spannungen lockern. Das ist wohl allgemein bekannt, dass es zahlreiche Beispiele in der Folklore der einzelnen Nationen gibt, die die Angehörigen anderer Nationalitäten verspotteten und auch heutzutage verspotten (im Allgemeinen vgl. Krekovičová 1998; Sirovátka 1993). Dieses Phänomen konnte man dem Bereich der *symbolischen Konflikte* zuordnen.

Wir besitzen jedoch auch solche Angaben, die dem Titel meines Beitrags faktisch widersprechen und sich als tatsächliche Konflikte betrachten lassen. Eine

Nachricht aus dem Jahre 1899 berichtet darüber, dass sich zwei Kinder (nach den Familiennamen übrigens beide Slowaken) darüber gezankt haben, weil das eine (ein Mädchen) den anderen Jungen slowakisch als Ungar bezeichnet hat. Sie hat also die Bezeichnung Ungar als Schimpfwort verwendet, weswegen ihr ein Auge ausgeschlagen wurde (*Galántha és Vidéke* 28. 5. 1899, 3).

Eine ungarische Zeitung aus Lewentz berichtet, dass im Sommer 1938 in Pressburger Gaststätten neue, dreisprachige Inschriften aufgetaucht waren. Der slowakisch, deutsch und ungarisch verfasste Text klang wie folgt:

*Prosím, aby sa v tejto miestnosti nepolitizovalo
a žiadnu národnosť neurážalo.
Bitte in diesem Lokale nicht zu politisieren
und keine Nationalität zu beleidigen.
Kérjük, ebben a helyiségben nem politizálni
és egyik nemzetiségget sem megsérteni.*

(*Lévai Újság* 29.6.1938, 6)

Diese Nachricht ist für uns aus mehreren Gründen lehrreich.

Erstens, weil diese Maßnahme darauf hindeutet, dass es in Pressburg damals auch ethnische Konflikte gegeben haben könnte. Darüber besitzen wir übrigens auch konkrete historische Angaben, vor allem im Zusammenhang mit der Politik und der nationalen Frage (vgl. Schriefer 2007; Szarka 2005, 412–417).

Zweitens ist sie deswegen beachtenswert, weil sie demonstriert, dass es eine Initiative (eine bürgerliche oder behördliche) gab, die diese ethnischen Konflikte (oder Konfliktkeime) zu vermeiden versuchte.

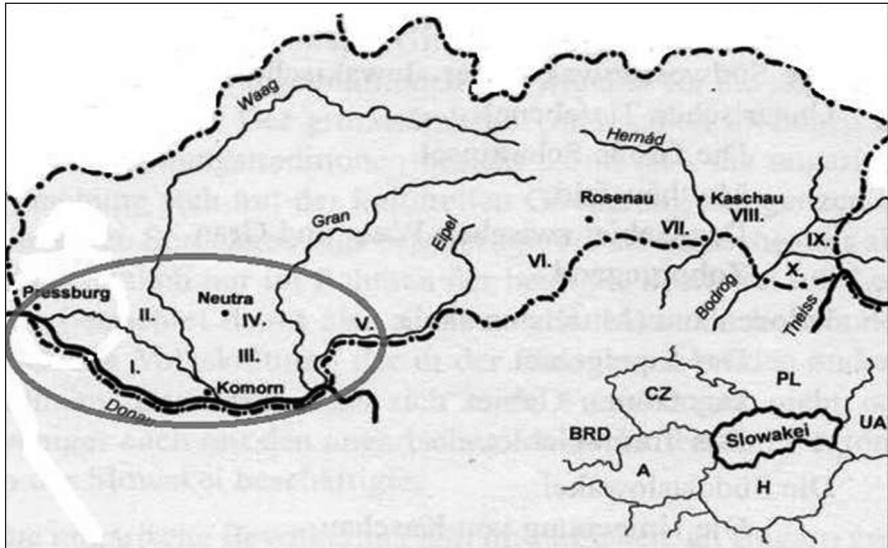
Drittens ist sie auch deshalb interessant, weil sie einen wichtigen Aspekt des friedlichen Zusammenlebens andeutet und zwar den *Wirtschaftszwang*. Darunter verstehe ich keine von oben erzwungene Maßnahme, sondern eine freiwillige Unterwerfung. Die verschiedenen Volksgruppen lebten häufig unter ungleichen geographischen Verhältnissen (Flachland – Bergland, Dorf – Stadt), in unterschiedlichen Gesellschaftsschichten (Bauerntum – Bürgertum, anders gesagt: Dorfbewohner – Stadtbewohner) oder beschäftigten sich mit verschiedenen Arten des Lebensunterhalts (Getreidebau – Weinbau; Viehzucht – Handwerk). Damit waren sie grundsätzlich voneinander wirtschaftlich abhängig.

In diesem konkreten Fall war es das wirtschaftliche Interesse der Lokalbesitzer. Ihnen ging es um den friedlichen Konsum in der Gaststätte und nicht um ein ethnisch oder politisch gefärbtes Streiten der Gäste.

Im Weiteren versuche ich mit der Hilfe der Ergebnisse ethnologischer Forschungen die gegenseitige wirtschaftliche Angewiesenheit, Abhängigkeit der, auf dem erforschten Gebiet (also auf dem Gebiet der heutigen Südwest-Slowakei) lebenden Ethnien darzustellen. Was mich interessiert, ist nicht etwa die Gesetzgebung, die Politik, und überhaupt nicht die „Großpolitik“, sondern das Alltagsleben des kleinen Menschen, des Jedermanns; - nämlich: wie hat das Alltagsleben funktioniert, wie konnte es funktionieren in ethnisch (und sprachlich) gemischten Gebieten im angegebenen Zeitraum?

Die Angaben und Beispiele, die ich darstelle, stammen grundsätzlich aus der

ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die ich mit skizzenhaften Hintergrundinformationen aus dem 19. Jahrhundert zu erklären versuche.



Das untersuchte Gebiet der heutigen Südwest-Slowakei

1.

Die Personen die ihre Tätigkeit durch Wanderung auszuüben pflegten (verschiedene Wanderhändler, z. B. Obst-, Gemüse- oder Kalkhändler; Wanderarbeiter, z. B. Drahtbinder, Saisonarbeiter usw.), haben auch zur ethnischen Vielfaltigkeit und letztendlich auch zur sprachlichen und ethnischen Annäherung der hier lebenden Ethnien, sowie zur Homogenisierung der einzelnen Volkskulturen beigetragen. Jetzt, nur als Beispiel, erlauben Sie mir, eine, für das Forschungsgebiet charakteristische Form des Handels darzustellen. Es geht um **Holzhandel**.

Die vom Norden, aus den slowakischen Gebirgen und Wäldern fließenden Flüsse (Waag und Gran) waren auch für den Holztransport geeignet. Jahrhundertlang wurden auf dem Rücken dieser Flüsse die mächtigen Holzstämme nach Komorn und dann weiter nach Budapest transportiert. Diese Tatsache wird von Alois Mednyánsky Anfang 19. Jahrhunderts beschrieben wie folgt:

Der vorzüglichste Handelsgegenstand der Ausfuhr ist Holz, mit welchem alle Berge der oberen Gespanschaften [das heißt der heutigen Nord-Slowakei. Anmerkung von J. L.] reichlich besetzt sind, und der, je weiter man gegen die Ebenen kommt, desto seltener, daher desto wünschenswerther wird. Bauholz unter allen Gestalten, als Stamm, Bret, Pfoste, Latte, Schindel, erzeugt der mit dem Ackerbau wenig beschäftigte Ober-

länder, und verführt selbes bis Comorn, Pest und weiter. In Dimensionen und Qualität der Waare sind die Liptauer, Thurótzer und Arver einander so ziemlich gleich, daher auch in den Preisen nicht sehr entfernt. Die Trentsiner dagegen in beyden Rücksichten weit nachstehend, und eben so im Preise bedeutend unter jenen. Daher kommt es, dass man daselbe Holzmaterial (dem Namen nach) so äusserst verschieden bezahlt, und bey dem Kauf so wie bey dem Bau-Ueberschlag stets die gegend, aus welcher das Bauholz kommt, berücksichtigen muss.

(Mednyánsky 1826, 5. Übersetzung: J. Liszka)

Im Leben der Stadt Komorn war im 18. – 19. Jahrhundert (sogar bis zum Ersten Weltkrieg) der Langholzhandel, bzw. überhaupt die Holzindustrie also von außerordentlich großer Bedeutung. Wie bereits erwähnt, Langholz wurde auf dem Fluss Waag von slowakischen Flößern herantransportiert. József Szinnyeï, Mitte des 19. Jahrhunderts erinnert sich daran:

Für die Blütezeit von Komorn halte ich die 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts [also des 18. Jahrhunderts]. Da blühten bei uns Industrie und Handel, die großen Eichenschiffe der Getreidehändler fuhren auf der Donau bis nach Zimony mit Getreideladungen, transportierten dann die berühmten Komorner Tulpentruhen, größtenteils landeten diese in Belgrad. Das Handeln mit Bauholzmaterial verlief an der Waag-Donau entlang der Stadt, die Fischer fingen zu dieser Zeit immer noch riesige Hausen, die nach Pressburg, Tyrnau, sogar Wien geliefert wurden, die Wassermühlen-Industrie hat sich auch entwickelt, das bestätigten die Frauen, die den berühmten Weißbrotlaib buken...

(Szinnyeï 1997, 43. Übersetzung: J. Liszka. Vgl. Liszka 2003, 253)

Komorn spielte also eine wichtige Rolle als End- bzw. Zwischenstation in diesem Handel. Von den Komorner Fuhrleuten wurden die Waren oft auf der Donau flussaufwärts bis nach Raab hinaufgeschleppt. Die Arbeit der slowakischen Flößer, die Holz aus den Komitaten Liptau, Turotz und Trentschin nach Süden lieferten, beschreibt Baron Alois von Mednyánsky in seiner, bereits zitierten, unter dem Titel *Malerische Reise auf dem Waagfluss in Ungern* erschienenen Arbeit (Mednyánsky 1826); es sind auch zahlreiche gründliche Bearbeitungen des Themas von slowakischen Ethnographen vorhanden (Huska 1955; Huska 1972). Umso weniger kennen wir jedoch die Beziehungen der slowakischen Flößer zu der Bevölkerung der betreffenden Gebiete, bzw. die Art ihres Empfangs im Kreise der ungarischen Bevölkerung auf dem Flachland. Im Folgenden versuche ich auf diese Fragen zumindest eine ungefähre Antwort zu geben.

Eine frühe schriftliche Quelle deutet darauf hin, dass die Beziehung zwischen den Flößern und den Bewohnern der Ufergebiete nicht immer problemlos war. Der Artikel 52 des von Kaiser und König Rudolf in Pressburg 1596 herausgegebenen Gesetzes besagt:

Die Mühlen auf dem Wasser der Gran sollen so verwendet werden, dass allerlei Schiffe und Flöße auf- und abwärts ohne Gefahr verkehren können: andernfalls sollen sie entfernt werden.

Diese kurze Anordnung lässt darauf schließen, dass es vorher viele Unfälle, Auseinandersetzungen und Prozesse gab zwischen den Wassermüllern und den auf dem Fluss Gran abwärtsfahrenden slowakischen Flößern, bzw. den höchstwahrscheinlich aufwärtsfahrenden Schiffschleppern (es ist durchaus möglich, auch dazu einmal Angaben im Archiv zu finden). Das Aufeinanderangewiesensein der Parteien, bzw. ihre wirtschaftliche Abhängigkeit voneinander, lässt aber vermuten, dass solche Konflikte nicht charakteristisch für dieses Beziehungssystem gewesen sein dürften. Auf der langen, nicht ganz gefahrlosen Strecke ergaben sich unzählige Möglichkeiten bzw. der Zwang, in Kontakt mit der Bevölkerung der zu passierenden Orte zu treten.

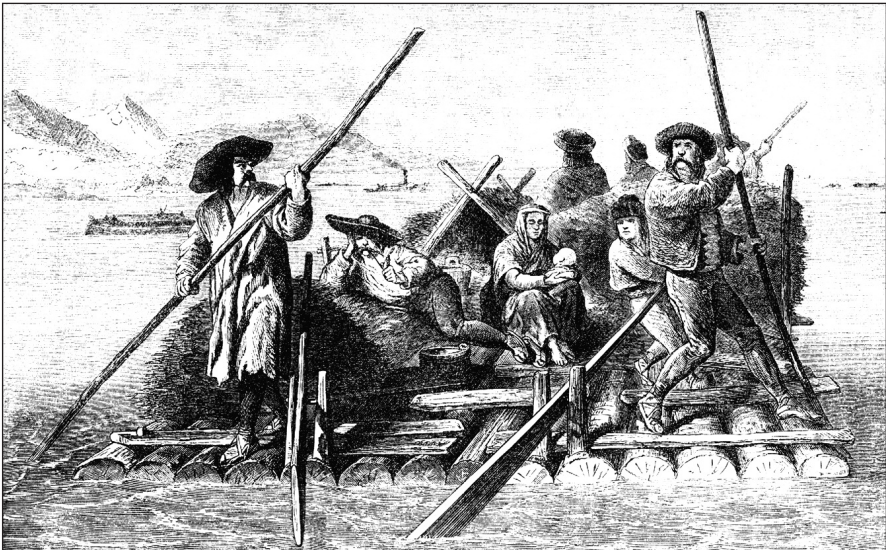


Abb. 1.: Slowakische Flößer (nach Nagy 1870, I: 66)

Da es auf diesen mit Waren beladenen Flößen (z. B. Radfelgen, Holzschindeln, Truhen, Heugabeln, Schaufeln, Backtrögen usw.) keinen Platz für Lebensmittel und Getränke für die lange Fahrt gab, mussten die Flößer mehrere Orte anlaufen, um ihre Vorräte nachzufüllen. In der Absicht, von der Kaufkraft der Flößer zu profitieren, eröffneten Händler und Wirte verschiedene Geschäfte und Kneipen in Ufernähe, die von den Flößern regelmäßig aufgesucht wurden. Offensichtlich kamen diese dort (und eindeutig auch an vielen anderen Orten) mit der Bevölkerung in Kontakt. Die alten Leute aus Kamocsa (eine grundsätzlich von Ungarn bewohnte Ortschaft an der Waag) erzählten noch Anfang der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts, dass die slowakischen Flößer einst dort ihren Hafen hatten. Da sie Balkenholz gewöhnlich nur bis Komorn beförderten, bemühten sie sich dort (in Kamocsa),

ihre kleineren Holzwaren (sogar Steuerruder wurden als Brennholz verkauft) loszuwerden, denn der Rückweg wurde gewöhnlich zu Fuß angetreten. Eine jüdische Kauffrau errichtete am Damm von Kamocsa sogar ein kleines Holzdepot und kaufte alle Waren auf, um sie später mit Preisaufschlag weiterzuverhandeln (die Flößer bezahlte sie mit Geld bzw. in Naturalien, wie Wein oder Schnaps).

<p><i>Ja veru pltníci, Šak vy dobre viece, dze je krčma ktorá: jedna je vo Veči, druhá pri Komoči, tretá pri Vizváre, a štvrtá v Komárne.</i></p>	<p><i>(Wahrlich, ihr, Flößer, wisst ihr es genau, wo, welche Kneipe sich befindet: die erste in Vágvecse, die zweite bei Kamocsa, die dritte bei Vizvár, und die vierte in Komorn.)</i></p>
---	---

(slowakisches Volkslied aus Budatin: Húska 1955,
336. Deutsche Übersetzung: J. Liszka)

Die Kneipen am Ufer spielten keine eindeutig positive Rolle, wie es einem Zeitungsbericht am Anfang des 20. Jahrhunderts zu entnehmen ist. Diesem zufolge lieferten gegen Winterende des Jahres 1910 drei Flößer aus Vágszerdahely und drei aus Vága Bauholz aus Szered nach Negyed, wobei sie während der Fahrt bei Vágsellye „im betrunkenen Zustand“ mit ihren Flößen gegen eine Fähre stießen (*Nyitra* 10.3.1910, 3). Aus diesem kurzen Bericht kann man schlussfolgern, dass die Flößer nicht ausschließlich slowakischer Nationalität waren, denn die hier erwähnten Personen aus Vága waren aller Wahrscheinlichkeit nach Ungarn. Die ungarische Volkskunde hat diese Möglichkeit bis jetzt nicht beachtet. Die Flößerei an der Waag und Gran wird in der ungarischen Volkskunde als eine charakteristisch slowakische Berufstätigkeit betrachtet. Davon, dass sich bei dieser Beschäftigung auch Ungarn beteiligten, zeugt eine Namensliste der Komorner Holzhändler aus dem Jahre 1791, veröffentlicht in der örtlichen Zeitung. Die Mehrheit der über 500 Familiennamen ist ungarischer Herkunft (Csizmadia, Mészáros, Péntek, Zajos, Szücs, Sebestyén, Lovász, Fazekas, Csirke, Molnár usw.). „Um wieviel kürzer wäre die heutige Liste, wie ganz anders würde sie lauten!“ – weist der Autor des Artikels auf den zurückgegangenen Holzhandel und auf die abgedrängte ungarische Beteiligung hin (*Komáromi Lapok* 26.4.1890, 4. Deutsche Übersetzung J. Liszka).

Dieser Meinung scheint ein Vorfall in Komorn aus dem Jahre 1885, den die Lokalzeitung *Komáromi Lapok* schildert, teilweise zu widersprechen. Aus dem Bericht erfährt man, dass es an einem Sonntag am Ufer der Waag-Donau zwischen den Burschen zu schweren Unruhen kam. Die Ursache war, dass „die Holzhändler nicht die unzuverlässigen ortsansässigen ungarischen Burschen, sondern Slowaken aus dem Komitat Liptau mit der Holzwarenbeförderung beauftragt hatten.“ Des Weiteren werden vom Verfasser des Artikels einige dieser „unzuverlässigen“ und Prügeleien provozierenden jungen Männer auch konkret genannt. Am stärksten taten sich als Wortführer junge Männer hervor mit Namen wie Zsigmond Csonka, Antal Németh, Elek Varga, Ferenc Ivó, István Németh, Tarcsi und Paksi (alles ungarisch klingende Familiennamen also). „Man muss wahrscheinlich nicht betonen,

dass in diesem Vergehen nicht nur vermeintliches Unrecht, sondern auch durch Wein und Schnaps erhitze Nerven die Hauptrolle gespielt haben“ – beendet der Korrespondent der Zeitung seinen Bericht (*Komáromi Lapok* 6. Jg. Nr. 36., 1–2. Deutsche Übersetzung J. Liszka). Nach dem Nachrichtenmaterial dieser Zeitung um die Jahrhundertwende (also die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts) dürften die Beziehungen zwischen den Ortsansässigen und den hierher gekommenen slowakischen Flößern viel gemüthlicher und familiärer gewesen sein. In Hinblick auf die gegenseitige Abhängigkeit ist dies wenig verwunderlich: Der Holzhandel bedeutete für die Flößer zwar eine lebenswichtige Erwerbsquelle, er hätte jedoch ohne ihre Arbeit stagnieren müssen. Jeden Frühling, um den Karfreitag herum, wenn die ersten Flößer ankamen, berichteten die örtlichen ungarischen Blätter ganz begeistert darüber:

Die Slowaken sind angekommen!

Der beste Beweis dafür, dass der außerordentlich lange Winter wirklich zu Ende ist, ist die Tatsache, dass unsere privaten Hausschwalben, die gutmütigen Landserslowaken mit ihrem großen Hut am Waagufer endlich angekommen sind, von der Oberen Waag wertvolle Holzlieferungen mitgebracht und so den Ort unseres Holzhandels, das Ufer lebendig gemacht haben. Der erste Transport ist schon vor Karfreitag am 5. April mit den guten Slowaken angekommen, seitdem kommen Tag für Tag immer neue Holzlieferungen, um der Handelswelt quasi über den Beginn einer neuen Saison zu berichten... Das Waagufer wird jetzt freilich durch Holzmaterial umrahmt, von der Brücke bis nach oben zu der Storch-Tscharda; das blühende Leben gibt auf solche Weise vom Uferzoll in unsere Stadtkasse eine bedeutende Summe... Der gute Himmel möge deshalb immer mehr behutete Menschen samt Flößen zu uns bringen, um in der Mücken-Tscharda, Storch-Tscharda und Kleinen-Tscharda wieder fröhliches Leben zu haben, guter Schnaps möge reichlich fließen, möge unter Kutteltöpfen frohes Feuer brennen.

(*Komáromi Lapok* 13.4.1901, 5. Deutsche Übersetzung: J. Liszka. Vgl. Liszka 2003, 258)

Ähnliche Nachrichten, Artikel, sogar Lobesgesänge sind um die Jahrhundertwende (19.–20. Jh.) überhaupt nicht selten. Das folgende, teils zweisprachige, bewusst mit slowakischem Akzent geschriebene Gedicht ist ein gutes Beispiel dafür. Es kann jedoch nicht übersetzt werden:

Fecskénóta

*Dobre ráno... Itt vagyunk már
Liptó varmegyibul.
Hoztuk fenyű, sindó, deszka
Mibul sok ház ípul.*

*Hoztuk mást is, szíp tavaszkat
A mit rigen vártok:
Sag mi voltunk nektok mindig
Hú fecskemadártok...*

Vizi fecskék, jó tótocksák
Megjöttünk talpacskán...
Nem repultunk, sag eveztek
Lasan, szíp lasacskán.

Eltartotta oszem napig
A mig megirkeztunk
Pacalocska, pálinkácska
Sok elfogyta keztunk.

Erulj nekunk szíp varoska:
Janó, Misó itt van...
Megtalalhatsz üket minden
Palinkás butyikban.

Addig iljuk világunkat,
Te is addig íled,
Meg tavasz be rukkolasát
Mi tudatjuk viled...

Mert ha elfogy fácska erdún
S talp nem ussza Vágon...
Akkor végunk, de neked is
Dobru nocz, Komárom...

(Komáromi Lapok 27. 04. 1907, 5)

Die Kontakte der ungarischen Bevölkerung mit den slowakischen Flößern benötigten freilich gewisse Sprachkenntnisse. Der ebenfalls in Komorn gebürtige József Szinnyi (der aus einer Holzhändlerfamilie stammte) hat in seinem Tagebuch beschrieben, wie er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Umgebung von Neutra kam, um dort slowakisch zu lernen:

Endlich war ich an der Reihe, ich war jedoch nicht wie andere Komorner Kinder als Tauschkind [was das Tauschkind bedeutet, darüber berichte ich noch später etwas ausführlicher], das deutsch lernen sollte, bestimmt, sondern man hat gewollt, dass ich zuerst slowakisch lerne, da ich so auch im Hause von Nutzen sein könnte, wenn slowakische Flößer in Komorn erscheinen (um Liptauer Holz oder Lohe zu verkaufen) und wegen Geschäften bei uns einkehren, oder wenn sie Bundschuhleder kaufen wollen. Wir waren (auch die Dienerschaft miteinbezogen) im Hause manchmal auch 20 Personen, deshalb war es ab und zu nötig, die Zahl der Hausleute zu verringern.

(Szinnyi 1904, 1. Deutsche Übersetzung:
J. Liszka. Vgl. Liszka 2003, 225)

Wie schon erwähnt, war das Endziel der auf der Waag herabtransportierten Produkte meist nicht Komorn. „Auf der Waag-Donau wurden aus den Komitaten Liptau und Arwa große Mengen Holz, Latten und Balkenholz transportiert. Dieser Floßhandel wird von unzähligen Gesellschaften nicht nur örtlich getrieben, sondern es gibt mehrere Holzstell- und Verkaufsorte bis zu den türkischen Grenzen“ – berichtet Elek Fényes (Fényes 1851, II: 238). Die Komorner Holzhändler trieben mit halbfertigen oder fertigen Holzprodukten (z.B. die berühmten Komorner Truhen) ebenfalls in entfernten Gebieten Handel (vgl. Kecskés 1978, 161). László Lukács erwähnt, dass auch das Gebiet im mittleren Transdanubien (genannt Mezőföld) am Anfang des 20. Jahrhunderts noch von slowakischen Flößern mit Bauholz versorgt wurde; auf den Flüssen Waag und Gran, bzw. auf der Donau wurde das Holz bis nach Adony transportiert, wo es auf Wagen verladen wurde. Teilweise wurde Holz von Komorner Holzhändlern gekauft und meist von eigenen Leuten bis nach Adony oder Ercsi flussabwärts gebracht (Lukács 1986, 121 – 122).

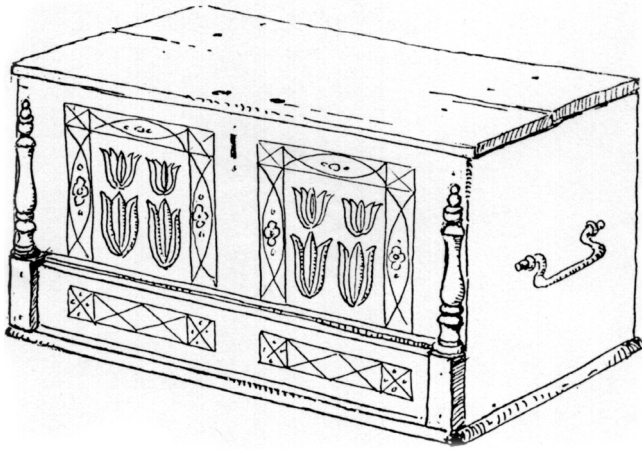


Abb. 2.: Geschnitzte Truhe aus Komorn – sog. Komorner Truhe
(nach Thain-Tichy 1991, 41)

Das Bauholz, das auf der Gran herunterkam, wurde zum Teil in den umliegenden Dörfern der Gran-Donau-Mündung verwendet. Die dortige Bevölkerung kaufte aufgrund ihres Glaubens, dass das geflößte Holz nicht vom Holzwurm befallen werde, dieses sehr gerne von den slowakischen Flößern. Das Holz wurde in Bargeld oder in Getreide bezahlt. In der Nähe der Gran-Donau-Mündung, bei der Ortschaft Garamkövesd¹, wurden die kleineren Flöße zusammengebunden und weiter auf der Donau in Richtung Budapest geschickt.

Im Rahmen des regen Holzhandels auf der Waag und Gran wurden auch

¹ Die Ortschaft wurde in den Befreiungskämpfen gegen die Türken Ende des 17. Jahrhunderts völlig entvölkert. Anfang des 18. Jahrhunderts siedelten sich hier slowakische Kolonisten aus den nördlichen Gebieten der heutigen Slowakei an, die sich bis Anfang des 20. Jahrhunderts madjarisierten. Die örtliche Volksüberlieferung spricht jedoch davon, dass das Dorf einst von slowakischen Flößern gegründet werden.

viele andere Produkte ausgetauscht. Außer den schon erwähnten Holzwaren wurde Schleifstein, Schafkäse, Schmalz, Butter, wie auch halbfertiges Eisen und Kupfer in die südlichen Gebiete geliefert. Neben Waren „wanderten“ durch menschliche Beziehungen natürlich auch andere Folklore-Erscheinungen und Nachrichten dorthin (Die von Forschern aufgezeichneten, in der Flößergegend spielenden Geschichten, die um die Figur König Matthias‘ kreisen, sind jedoch eben keine guten Beispiele dafür. Der ungarische Renaissance-Herrscher war u. a. auch in der slowakischen Folklore sehr beliebt, und es ist eine Reihe von slowakischen Erzählungen über seine Gestalt bekannt, die im ungarischen Erzählstoff nicht vorkommen).

Da es in den slowakischen Bergen genügend Holz gab, handelten auch die slowakischen **Handwerker** mit anderen Holzprodukten. Die Slowaken (die sowohl auf den Jahrmärkten Handel trieben als auch als **hausierende Händler** bekannt waren) waren auch noch zur Mitte des 20. Jahrhunderts ständige Gäste in den Dörfern der Kleinen Ungarischen Tiefebene. Laut den Erinnerungen der Kéménder kamen sie mit langen Planwägen; auf den Straßen machten sie mit Rufen wie „Rechen, Gabel, Rechen!“ auf sich aufmerksam. Man verkaufte gewöhnlich Wirtschaftsgeräte (Holzgabeln, Rechen usw.), aber auch kleinere Holzgeräte wie Löffel, Spindeln wurden (von den Frauen auf dem Rücken getragen) angeboten. Die älteren Gewährsleute in Martos erinnern sich zum Beispiel daran, dass die slowakischen Frauen in der Zwischenkriegszeit Birkenbesen, Backschaufeln, Rechen, Gabeln usw. gegen Getreide tauschten. In Szögyén erzählt man wiederum, dass die slowakischen Frauen „irgendwo von oben“ gekommen sind, mit Holzwaren auf dem Rücken. Oft kamen mehrere Personen in einer Gruppe, und sie trennten sich erst im Dorf. Die Waren verkauften sie gewöhnlich für Geld, doch es gab auch einige, die gegen Hanf tauschten. Die Belege ließen sich beliebig vermehren, denn die älteren Gewährsleute erinnerten sich fast überall (noch am Ende des 20. Jahrhunderts) sehr gut an diese hausierenden slowakischen Holzwarenhändler.

Die aus fernen Gebieten kommenden hausierenden Händler übernachteten in der Regel in jenem Dorf, in dem sie sich gerade aufhielten, wenn die Nacht einbrach. Die Einheimischen nahmen sie gern auf, sie gaben ihnen sogar ein Abendessen, wofür sie am nächsten Tag zum Danke bestimmte Holzprodukte erhielten. Es kam aber auch oft vor, dass die wandernden Händler in bestimmten Dörfern ein ständiges Nachtquartier hatten, wohin sie regelmäßig zurückkehrten; und so entstanden auch Freundschaften zwischen den Hausleuten und den Gästen. Es muss wohl nicht betont werden, dass diese Anlässe gute Gelegenheit zum Informationsaustausch geboten haben dürften (wo man auch die Weltgeschehnisse und Nachrichten regionaler Bedeutung besprechen konnte).

In den Handelsbeziehungen haben die **Märkte** auch eine sehr wichtige Rolle gespielt. Sie waren jedoch nicht nur wichtige Warenumschnlagplätze, sondern baten Möglichkeiten für Menschen (Verkäufer sowie Einkäufer) verschiedener Nationalitäten sich zu treffen. Hier fanden sich die Händler und Kunden zum Teil aus weiter Entfernung ein. Um das bunte Treiben der Märkte (sie fanden gewöhnlich viermal jährlich statt, wobei in größeren Siedlungen es auch Wochenmärkte gab) darzustellen, möchte ich an dieser Stelle die anschauliche

Beschreibung des Komorner Marktes aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Pál Erdélyi zitieren:

In den guten alten Zeiten konnte man auf Wochenmärkten östlichen Reichtum und eine lebendige Ethnographie beobachten. Die Einwohner der slowakischen, schwäbischen und ungarischen Dörfer in Transdanubien kleideten sich sozusagen in jedem Dorf anders, doch so ähnlich, dass im Grunde genommen kaum jemanden der einzelne Mensch interessierte, sondern aus welchem Dorf er oder sie stammte. Alle waren ähnlich angekleidet: die Leute aus Mocsá mit Hut auf dem Kopf, die Neszmélyer mit Haube, die Mützetragenden aus Ács, die Städter aus Thotis (...) die Oroszlányer im Flauschmantel. In diesem Gedränge fiel nur auf, wer woher kommt, also die Person, der Einzelne war nicht mehr interessant. Auf der Großen Schüttinsel unterschieden sich die Kleinadeligen, Einlieger, Wasserleute und Dorfbauern voneinander nur noch in ihrem Beruf, in der Kleidung kaum mehr. Um so üppiger, bunter und abwechslungsreicher ist die aufbewahrte Tracht der Bevölkerung an der Waag. Auch ein Fremder kann zwischen der Tracht der Frauen aus Izsa (langhüftige, kurze hundert Röcke, Schaftschühlein, Häubchen) und aus Komáromszentpéter (Leibchen, langer Rock, schwarze Stiefel) unterscheiden. Im großen und ganzen ist die Tracht aus Udvard, Komáromszentpéter, Ógyalla, Bagota und dem die Kuruzen-Traditionen bewahrenden Neuhäusel zwar gleich, doch sind einige Unterschiede zu bemerken, wie Häubchen, Schürze, Schnitt, Stiefel bzw. deren Farbe und Tragtart.

(Erdélyi 1939, 32–33. Deutsche Übersetzung:
J. Liszka. Vgl. Liszka 2003, 264)

Diese farbenfrohe, bunte Welt mag für alle Landesmärkte der Region charakteristisch gewesen sein, aus entfernten Ländern (etwa aus Serbien, Bosnien, Mähren, Polen usw.) kommende Händler mögen den Eindruck noch verstärkt haben.

József Szinnyei zeichnete in seinen Tagebuchnotizen von 1843 ebenfalls ein plastisches Bild von den Komorner Jahrmärkten:

Die Komorner Jahrmärkte spielten zu meiner Kindheit eine große Rolle; der erste wurde immer um Anfang Mai veranstaltet; er begann Montag früh mit einem Viehverkauf an der Landstraße nach Ógyalla, hier wurden Pferde und Vieh verkauft. Da gab es großes Gedränge; viele Leute vom Land und auch den ferner liegenden Teilen des Komitats kamen zusammen, anwesend waren Bettler und Zigeuner, Pferdediebe, Juden und Zigeunerbraten verkaufende junge Frauen (...) Inzwischen wurden auch die in der Stadt in Lagern aufbewahrten Waren in den Zelten ausgelegt, die schon seit einer Woche aufgestellt waren [...] Diese Zelte [eigentlich Stände. Anmerkung J.L.] waren aus stabilem Holz gefertigte verschließbare kleine Häuschen, mit Traufdach und

Klapptisch [...] Von dem Wohnhaus der Benediktiner, wo auf Planen Tongeschirr- und Porzellanwaren ausgestellt waren, bis zum Marktplatz, wo die Zelte der Flößer standen, und zu der Hl.-Anna-Kapelle (gegenüber hatten die Juden Glas, Ringe und andere Kleinigkeiten angeboten) waren die Zelte in zwei Reihen aufgestellt; um die Dreifaltigkeitssäule herum standen die Leinenzelte der Lebküchler [...] Die größte Lebhaftigkeit herrschte jedoch auf dem Schweinemarkt (heutiger Rosalie-Platz), hier gab es den Markt für die Unterschichten. Auf der Samstagstraße (heute Jókai-Straße) versuchten verkrüppelte Bettler seufzend, betend, ihre Wunden zeigend, mit Singen oder Geigenfiedeln, die Menschen um Barmherzigkeit zu bitten [...] Am Beginn der erwähnten Schweinemesse, vor dem Cserey-Haus, standen die Perkal- (sehr dichter Leinenstoff) und Linnenslowaken mit ihren vor der Sonne schützenden dünnen Leinenzelten; hier boten sie ihre Waren an, maßen sie mit Ellen, ständig fast bis zur Heiserkeit schreiend; der Käufer sprach natürlich im selben Ton; in einem Nachbarzelt wurden Sensen geschärft. Hier und da verkauften Juden oder Zigeuner auf Planen ausgelegten Kleinkram, alte Werkzeuge und andere Alteisenprodukte. Die Zelte der Stiefelmacher und Schuster standen in zwei Reihen, eine ganze Straße bildend; in der Nähe befanden sich die Tische der Hufschmiede, die auf gekaufte Stiefel Hufeisen aufschlugen. Nicht weit davon entfernt waren Garküchen unter Planenzelten aufgestellt...

(Szinnyei 1905, 2–3. Deutsche Übersetzung:
J. Liszka. Vgl. Liszka 2003, 265–266)

Über Viehmärkte in Wartberg äußert sich z. B. auch der berühmte ungarische Geograph Elek Fényes Mitte des 19. Jahrhunderts folgendermaßen:

Sein größter Ruhm ist sein berühmter Viehmarkt, der im ganzen Lande wohlverdient zu den erstrangigen gehört; hier werden jeden Montag zwecks Verkaufs mehrere Hundert Mastochsen aufgestellt. Die Mastochsen kommen meist aus der Gegend von Lewentz, Neuhäusel, Waitzen. Die dicksten werden von den Metzgern aus Wien und Pressburg aufgekauft. Ein bedeutender Teil dieses wichtigen Viehhandels liegt in den Händen der Wartberger, unter denen auch viele Gutsituierte sind.

(Fényes 1851, IV: 87–88. Deutsche Übersetzung:
J. Liszka. Vgl. Liszka 2003, 229)

Aus dem Standardwerk des Johannes von Csaplovics erfahren wir, dass „die Viehhändler von Profession meistens Slowaken“ waren. „Diese Leute ziehen von einem Jahrmarkt auf den andern, kaufen und verkaufen, und kommen nur zwei bis dreimal, oft nur einmal im Jahre nach Hause, um ihre Rechnungen in's Reine zu bringen.“ (Csaplovics 1829, II: 85).

Eine Gewährsperson, Lajos Szabó (geb. 1918), der in Kleinfraukirchen nahe

Wartberg wohnte, erzählte mir im Jahre 1991, dass es während seiner Jugendjahre (also in der Zwischenkriegszeit) in Wartberg große Märkte gab, wo „eine babylonische Verwirrung“ herrschte. Man sprach deutsch, slowakisch, tschechisch, ungarisch, und „wer dort etwas erreichen wollte, dem war empfohlen, alle diese Sprachen zu beherrschen“.

2.

Aufgrund der Handelsbeziehungen und alltäglichen Kontakte waren die nebeneinander lebenden Ethnien auf die Beherrschung der Landessprachen angewiesen. Zum Aneignen einer Fremdsprache hat sich in Europa (und nicht nur dort) eine Methode, die Methode des Kindertauschs, das sog. Tauschkindsystem herausgebildet. Mit diesem Phänomen habe ich mich bereits mehrfach beschäftigt, deshalb möchte ich nur kurz die bisherigen Forschungsergebnisse zusammenzufassen. (Vgl. Liszka 1996, Liszka 2009 mit weiterführender Literatur)

Die Voreignisse sind in Europa in jenen mittelalterlichen Traditionen der Aristokratie zu suchen, als wohlhabende Familien ihre Kinder in fremde Länder schickten, damit diese gute Manieren und Fremdsprachen erlernten. Die Kosten dafür wurden selbstverständlich von den Eltern getragen. Eine weitere frühe Form des Lernens außerhalb der vertrauten Umgebung war das Entsenden von Händler- und Handwerkersöhnen, um sich sprachliche und Fachkenntnisse bzw. Verhaltensnormen in anderen Länder anzueignen sowie die Ausbildung junger Leute an Universitäten im Ausland. Diese grundsätzlich in höheren Schichten bekannte Methode verbreitete sich allmählich auch bei den unteren Volksschichten. Da diese jedoch die Kosten dafür nicht finanzieren konnten, bildete sich das Tauschkindsystem aus, das bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in ganz Europa, von Skandinavien über die britischen Inseln bis nach Italien und Mitteleuropa üblich geworden war. Auf unserem engeren Forschungsgebiet, also auf dem Gebiet der heutigen Südwest-Slowakei ist diese Methode seit Anfang des 19. Jahrhunderts nachweisbar (im Karpatenbecken jedoch liegen die ersten Angaben darüber seit dem 17. Jahrhundert vor. Vgl. Paládi-Kovács 1988, 274).

Der in Komorn geborene Mór Jókai (ein berühmter und sehr populärer ungarischer Schriftsteller des 19. Jahrhunderts) wurde als Kind von seinen Eltern nach Pressburg zur Familie Zsigmondy geschickt, um dort die deutsche Sprache zu erlernen, während deren Sohn in Komorn bei den Jókais Ungarisch lernte. Der Schriftsteller verarbeitet dieses Ereignis etwas romantisierend, u.a. auch in seinem Roman, *Nach zehn Jahren* [Originaltitel: *Mire megvénülünk*, 1865] und berichtet darüber wie folgt:

Eine liebe, gute, alte Sitte war zu jener Zeit in unserer Stadt sehr verbreitet – (vielleicht ist sie es heute auch noch) –, nämlich der Kindertausch. In unserer Vaterlande, in welchem so zahlreiche Sprachen gesprochen werden, ist eine Stadt ungarisch, die andere deutsch; wenn wir nun Geschwister sein sollen, müssen wir einander auch verstehen;

der Deutsche muss Ungarisch, der Ungar Deutsch lernen; dann herrscht erst Friede. Die wackeren Patrioten gehen nun so zu Werke. Sowohl in den deutschen, als auch in den ungarischen Städten gibt es Schulen. Nun schreiben die deutschen Eltern an die Direktoren der ungarischen Lehranstalten und die ungarischen Eltern an die Professoren der deutschen Städte, ob sie wohl solche Schulknaben und -mädchen unter ihrem Zepter haben, welche tauschweise von hier nach dorthin, von dort nach hierher erhältlich wären? Hernach wird der Tausch vollzogen. Ein solch zärtlicher, liebevoller Gedanke konnte bloß von Frauenherzen erdacht worden sein! Das Kind verlässt Vater, Mutter, Geschwister und findet wieder ein Heim: statt der Mutter eine Mutter, statt der Brüder wieder Brüder – seine Entfernung macht das Haus nicht leer; statt des Kindes kommt wieder ein Kind und wenn die Adoptivmutter mit der ihrem Kinde zugedachten Zärtlichkeit den Ankömmling überhäuft, denkt sie daran: So geschieht jetzt auch meinem Kinde in der weiten Ferne, denn die Mutterliebe ist für keinen Preis käuflich, bloß im Tausch erhältlich.

(Jókai 1885, 38–39)

Diese Stelle klingt bei Jókai romantisch und verklärt, trotzdem kann man von einer häufig angewendeten Praxis des Kindertauschs im erforschten Gebiet ausgehen. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (wahrscheinlich auch unter dem Einfluss des oben zitierten Jókai-Textes und ähnlicher belletristischer Vorbilder) wurde er (unseren ethnologischen Angaben nach) in breiten Schichten der Bevölkerung angewandt. Hauptsächlich aus dem westlichen Teil der Kleinen Tiefebene besitzen wir zahlreiche Beispiele dafür. Die Praxis des Kindertauschs ist in deutsch-ungarischen, ungarisch-slowakischen und slowakisch-deutschen Relationen bekannt. Auch die Komorner Fuhrleute pflegten zwischen 1840 und 1905 durch mehrere Generationen Tauschkind-Beziehungen zu deutschen Familien in Theben, in der Nähe von Pressburg (Kecskés 1978, 226; Kósa 1987, 91).

Die Tauschkind-Beziehungen betreffend verfügen wir über zahlreiche Angaben aus dem dreisprachigen Pressburg. Wie weitverzweigt sich diese Kontakte entfalten konnten, ist der Arbeit von Andor Sas zu entnehmen. Sein Bericht stellt uns Pressburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor:

Die wohlhabenderen deutschsprachigen Pressburger hielten es für wichtig, dass ihre Söhne auch in Trentschin zur Schule gingen, um sich dort die slowakische Sprache anzueignen, ein paar Schuljahre in Raab oder Thotis zu verbringen und dort auch ungarisch zu lernen.

*(Sas 1973, 276. Deutsche Übersetzung:
J. Liszka. Vgl. Liszka 2003, 226)*

Die Sprache wurde natürlich nicht nur in der Schule, sondern auch in den Straßen der Stadt und in den Familien ausgeübt, in denen die Kinder untergebracht waren.

Obwohl die Beurteilung des Tauschkindsystems nicht ganz problemlos ist, kann zusammenfassend festgestellt werden: der Tauschkindprozess in der bauerlichen Sphäre verlief parallel zum Kapitalisierungsprozess, jedoch nach einem älteren, aristokratischen Muster. Wohlhabende Wirte, Händler und Hand-

werker brauchten aus wirtschaftlichen Gründen Personen, welche die Sprachen der Nachbarvölker beherrschten, da von dort ihre Dienerschaft und die Saisonarbeiter kamen. Die Wirte benötigten sie darüber hinaus auch aufgrund ihrer Handelsbeziehungen. Unsere Angaben deuten darauf hin, dass diese Beziehungen – außer geringen Missverständnissen – tatsächlich im Einverständnis verliefen und zum friedlichen, gewissermaßen konfliktlosen Zusammenleben geholfen haben.

Zitierte und weiterführende Literatur

- Beer, Mathias–Dahlmann, Dittmar Hgg. (1999): *Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ursachen – Formen – Verlauf – Ergebnis*. Stuttgart: Thorbecke /Schriften des Instituts für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 4./
- Botík, Ján (1999): Die Kroaten in der Slowakei. Fünf Jahrhunderte Leben in der neuen Heimat. *Ethnologica Slovaca et Slavica* 18–19, Bratislava, S. 61–69.
- Botík, Ján (2007): *Etnická história Slovenska. K problematiky etnickej identity, multietnického Slovenska a zahraničných Slovákov* [Ethnische Historie der Slowakei. Zur Problematik der ethnischen Identität, der multiethnischen Slowakei und der Slowaken in Ausland]. Bratislava: Lúč.
- Botíková, Marta (1995): Ethnic plurality in traditional family life. In *Begegnungen der Kulturen – Konflikte der Kulturen*. Hgg. von Krupa, András–Eperjessy, Ernő–Barna, Gábor. Békéscsaba–Budapest: Magyar Néprajzi Társaság, S. 76–80.
- Csaplovics, Johann von (1829): *Gemälde von Ungern 1–2*. Pesth: Verlag von Hartleben.
- Erdélyi, Pál (1939): *Jókai útja. Rév-Komáromtól Pestig, a bölcsőtől a babérig* [Jókais Weg. Von Komorn bis Pesth, von der Wiege bis zu den Lorbeeren]. Komárom: Jókai Egyesület.
- Fényes, Elek (1851): *Magyarország geographiai szótára...* [Geographisches Wörterbuch Ungarns...] I–IV. Pesten: Gedruckt bei Vazul Kozma.
- Glettler, Monika (1988): Ethnische Vielfalt in Preßburg und Budapest um 1910. Teil I. *Ungarn-Jahrbuch* 16, S. 46–71.
- Glettler, Monika (1989): Ethnische Vielfalt in Preßburg und Budapest um 1910. Teil II. *Ungarn-Jahrbuch* 17, S. 20–83.
- Holuby, Jozef Ľudovít (1958): *Národopisné práce* [Volkskundliche Arbeiten]. Hg. von Ján Mjartan. Bratislava: Vydavateľstvo Slovenskej akadémie vied.
- Horváthová, Margaréta (2002): *Nemci na Slovensku. Etnokultúrne tradície z aspektu osídlenia, remesiel a odievania* [Die Deutschen in der Slowakei. Ethnokulturelle Traditionen vom Gesichtspunkt der Siedlung, des Handwerks und der Kleidung]. Komárno–Dunajská Streda: Fórum inštitút pre výskum menšín–Lilium Aurum /Interethnica 4./
- Huska, Miroslav A. (1955): Slovenské pltnické zvykoslovie a folklór [Bräuche und die Folklore der slowakischen Flössern]. *Slovenský národopis* 3, S. 316–352.
- Huska, Miroslav A. (1972): *Slovenské pltníci. Život, práca a kultúra slovenských pltníkov* [Die slowakische Flösser. Alltagsleben, Arbeit und Kultur der slowakischen Flössern]. Martin: Vydavateľstvo Osveta.
- Jókai, Maurus (1885): *Nach zehn Jahren*. Leipzig: Denicke's Verlag.
- Kecskés, László (1978): *Komáromi mesterségek* [Kleingewerbe in Komorn]. Bratislava: Madách.
- Kósa, László (1987): Kinderaustausch und Spracherlernen in Ungarn. *Hungarian Studies* 3/1–2, Budapest, 85–93. p.

Kovačevićová, Soňa (1996): Das Erbe jahrhundertelangen Zusammenlebens der Völker in der Slowakei. *Karpaten Jahrbuch* 48 (1997), S. 70–78.

Krekovičová, Eva (1998): *Zwischen Toleranz und Barrieren. Das Bild der Zigeuner und Juden in der slowakischen Folklore*. Frankfurt/M.–Berlin–Bern–New York–Paris–Wien: Peter Lang Verlag /Sinti- und Romastudien 21./

Liszka, József (1996): Das Tauschkind-System im slowakischen Teil der Kleinen Tiefebene. *Zeitschrift für Balkanologie* (Berlin) 32/1, S. 58–72.

Liszka, József (1997a): „Da waren wir alle gleich...“ A Pozsony környékéről kitelepített németek magyarsággépe [Das Ungarnbild der aus der Umgebung von Pressburg vertriebenen Deutschen]. *Ethnographia* 108, S. 69–85.

Liszka, József (1997b): Ethnische und kulturelle Prozesse im nördlichen Randgebiet des Pannonischen Raumes. In *Evropský kulturní prostor – jednota v rozmanitosti/Europäische Kulturraum – Einheit in Vielfalt*. Sborník z 10. etnokartografického symposia. Praha. *Český lid* 84 (suplement), S. 114–119.

Liszka, József (1999): German-Hungarian Coexistence during the First Half of the Twentieth Century. In *Multicultural Europe: Illusion or Reality*. Edited by László Felföldi and Ildikó Sándor. Budapest: European Centre for Traditional Culture, S. 139–143. /Bibliotheca Traditionis Europaeae 1./

Liszka, József (2003): *Zwischen den Karpaten und der Ungarischen Tiefebene. Volkskunde der Ungarn in der Slowakei*. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Passau /Passauer Studien zur Volkskunde 22./

Liszka, József (2004): Vom Werden und Vergehen der (National)Symbole. Das Beispiel der ungarischen Volksgruppe in der Slowakei. In *Times, Places, Passages. Ethnological Approaches in the New Millennium*. Ed. Attila Paládi-Kovács. Budapest: Akadémiai Kiadó, S. 152–163.

Liszka, József (2009): Kinderaustausch als Methode des Fremdsprachenerwerbs. Argumente und Gegenargumente zur Bewertung eines Phänomens. In *Grenzgebiet als Forschungsfeld. Aspekte der ethnographischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes*. Hg. von Petr Lozoviuk. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag GmbH, S. 77–84. /Schriften zur Sächsischen Geschichte und Volkskunde 29./

Liszka, József (2011a): Gedanken über das „Pressburger ethnische Modell“. In *Dialogische Begegnungen. Minderheiten – Mehrheiten aus hybridologischer Sicht*. Hg. von Elka Tschernokoshewa–Ines Keller. Münster–New York–München–Berlin: Waxmann, S. 273–288. /Hybride Welten 5./

Liszka, József (2011b): *Bevezetés a folklorisztikába. Szöveges folklór* [Einführung in die Folkloristik. Volkspoesie]. Dunaszerdahely: Lilium Aurum.

Liszka, József (2011c): From Multiplicity toward Homogenization? Some Questions about the Ethnographic Structure of Slovakia's Hungarians. In *A Multiethnic Region and Nation-state in East-Central Europe. Studies in the History of Upper Hungary and Slovakia from the 1600s to the Present*. Edited by László Szarka. New Jersey: Atlantic Research and Publications, Inc., 297–326. p.

Löwe, Heinz-Dietrich (1999): Deutsche Migration nach Ost- und Südost-Europa im 18. Jahrhundert. Ergebnisse und neue Fragestellungen. In *Beer–Dahlmann (Hgg.) 1999*, S. 427–444.

Lukács, László (1986): Vándorkereskedelem a Mezőföldön [Wanderhandel in Mezőföld / Transdanubien]. In *Árucseré és migráció*. [Warenaustausch und Migration] Hg. von Szabadfalvi József–Viga Gyula. Miskolc: Herman Ottó Múzeum, S. 115–127.

Lukács, László (1996): Észak-déli kapcsolatok. [Nord-südliche Beziehungen] In *Az interet-*

nikus kapcsolatok kutatásának újabb eredményei. [Die neuesten Ergebnisse der Forschung der interethnischen Beziehungen] Hgg. von Katona Judit–Viga Gyula. Miskolc: Herman Ottó Múzeum, S. 79–89.

Lukács, László (2001): Städte an beiden Ufern der Donau in den historischen Komitaten Komárom und Esztergom. In *Publikationsreihe der Arbeitsgemeinschaft Donauländer, Nr. 4. Kulturparks Tagungen 2001.* Hgg. von Eugen Scherer–Gottfried Stangler–Ilona Slawinski. Sankt-Pölten, S. 41–56.

Mednyánsky Alois, Freyherr von (1826): *Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungern.* Pest: Im Verlage bey Conrad Adolph Hartleben.

Nagy, Miklós Hg. (1870): *Magyarország képekben I–II* [Ungarn in Bildern]. Pest: Heckenast Gusztáv.

Paládi-Kovács, Attila (1988): Kindertausch und interethnische Kontakte im Karpatenbecken. In *Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 60. Geburtstag.* Hgg. von Nils-Arvid Bringéus–Uwe Meiners–Ruth-E. Mohrmann–Dietmar Saueremann–Hinrich Siuts. Münster: Waxmann, S. 271–279. /Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 60./

Pariková, Magdaléna (2000): Profane und konfessionelle Institutionen und ihr Anteil bei der Integration slowakischer Repatrianten aus der Südslowakei. In *Kulturen–Sprachen–Übergänge. Festschrift für H. L. Cox zum 65. Geburtstag.* Hgg. Von Hirschfelder, Gunther–Schell, Dorothea–Schrutka–Rechtenstamm, Adelheid. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, S. 637–641.

Pariková, Magdaléna (2001): *Reemigrácia Slovákov z Maďarska v rokoch 1946–48. Etnokultúrne a sociálne procesy* [Reemigration von Slowaken aus Ungarn 1946–48. Ethnokulturelle und soziale Prozesse]. 2. Auflage, Bratislava: STIMUL – Centrum informatiky a vzdelávania FiF UK.

Pechány, Adolf (1888): *Kalauz a Vág völgyében* [Reiseführer durch das Waagtal]. Budapest: o. V.

Pukánszky, Béla (2000): *Német polgárság magyar földön* [Deutsche Bürgertum auf dem ungarischen Boden] Budapest: Lucidus Kiadó /Kisebbségkutatás Könyvek/

Sas, Andor (1973): *A koronázó város* [Die Krönungsstadt]. Bratislava: Madách.

Schriefer, Andreas (2007): *Deutsche, Slowaken und Magyaren im Spiegel deutschsprachiger historischer Zeitungen und Zeitschriften in der Slowakei.* Komárno: Forum institute /Interethnica 9./

Schuster-Neumahr, Martha M. (1981): *Du Heimat. Ernstes und Heiteres – gereimt und ungeremt.* Wien: Karpatendeutsche Landsmannschaft in Österreich.

Simon, Attila (2008): *Telepések és telepés falvak Dél-Szlovákiában a két világháború között.* [Kolonisten und Kolonien in der Süd-Slowakei in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen]. Somorja: Fórum Kisebbségkutató Intézet /Nostra Tempora 15./

Simon, Attila (2009): Zwangsmigration tschechischer und slowakischer Ansiedler nach dem Ersten Wiener Schiedsspruch. *Acta Ethnologica Danubiana* 10–11, S. 135–154.

Sirovátka, Oldřich (1993): Der ethnische Humor. *Slovenský národopis* 41, S. 55–59.

Szanyi, Mária (1976): Kölcsönhatások egy magyar és egy szlovák népcsoport életében [Wechselbeziehungen im Alltagsleben einer ungarischen und einer slowakischen Volksgruppe]. *Irodalmi Szemle* 19, S. 636–638.

Szarka, László (2005): Pozsony etnikai változásai és a városi közigazgatás a két világháború között [Die ethnischen Veränderungen von Pressburg und die Stadtverwaltung in der Zwischenkriegszeit]. In *Fejezetek Pozsony történetéből ...* [Abrisse aus der Geschichte von Pressburg ...]. Hg. von Czoch, Gábor. Pozsony: Kalligram, S. 401–419.

Szinnyei, József (1904): Timár-ház. Naplójegyzetek 1840 [Das Haus der Familie Timár. Tagebuchnotizen 1840]. *Komáromi Lapok* 30.1.1904, S. 1–5.

Szinnyei, József (1905): Timár-ház. Naplójegyzetek 1843 [Das Haus der Familie Timár. Tagebuchnotizen 1843]. *Komáromi Lapok* 11.2.1905, S. 1–3.

Szinnyei, József (1997): *Komáromi históriái* [Komorner Geschichten]. Hg. von Virág, Jenő. Tatabánya: Komárom-Esztergom Megyei Önkormányzat /Castrum Könyvek 5./

Thain, János–Tichy, Kálmán (1991): *Kisalföldi és gömöri népi építészet* [Volksarchitektur der Kleinen Ungarischen Tiefebene und des Gömör-Gebietes]. Budapest: Néprajzi Múzeum.

Vadkerty, Katalin (2001): *A kitelepítéstől a reszlovakizációig. Trilógia a csehszlovákiai magyarság 1945–1948 közötti történetéről* [Von der Aussiedlung bis zur Reslowakisierung. Eine Trilogie über die Geschichte der Ungarn in der Tschechoslowakei zwischen 1945–1948]. Pozsony: Kalligram.

Vargáné Tóth, Lídia (1994): A népi táplálkozás kölcsönhatásai Tárnok község magyar és szlovák lakosai között [Gegenseitige Einflüsse in der Volksnahrung zwischen ungarischer und slowakischer Bevölkerung in der Gemeinde Tárnok–Trnávka]. In *Interetnikus kapcsolatok a Kárpát-medence északi részén*. [Interethnische Beziehungen im nördlichen Teil des Karpatenbeckens] Komárom–Dunaszerdahely: Liliium Aurum Kiadó. Hg. von József Liszka, S. 241–246.

Zimmermann, Fritz (1980): *Historisch-ethnographische Analyse der deutschen Siedlung im Pressburgerland*. Wien–Stuttgart: W. Braumüller /Ethnos 19./

Ortsnamensverzeichnis

Deutsch	Ungarisch	Slowakisch
	Garamkövesd	Kamenica nad Hronom
	Kamocsa	Komoča
	Kéménd	Kamenín
Kleinfraukirchen	Boldogfa	Boldog
Komorn	Komárom	Komárno
Lewentz	Léva	Levice
	Martos	Martovce
Modern	Modor	Modra
	Negyed	Neded
Neutra	Nyitra	Nitra
Pressburg	Pozsony	Bratislava
	Szered	Sereď
	Szógyén	Svodín
	Taksony	Matúškovo
Theben	Dévény	Devín
Thotis	Tata (H)	
Trentschin	Trencsén	Trenčín
	Vága	Váhovce
	Vágsellye	Šafa
	Vágszerdahely	Dolná Streda
	Vágvecse	Veča
Wartberg	Szenc	Senes

Some Notes on the Syntax and Polysemous Nature of Multi-Word Verbs

Kovács, Éva

Abstract

Multi-word verbs, (sometimes referred to as phrasal verbs or verb-particle constructions), such as *take off*, *look into*, *put up with* consist of a lexical verb and one or two particles (an adverb and/or a preposition). They represent undoubtedly a fascinating challenge for both scholars and language learners. Teachers of English commonly experience that learners tend to panic at the mere mention of their name, and often make mistakes in their usage. I suppose that the mistakes made by students are mainly related to the syntactic and semantic properties of multi-word verbs. The primary aim of this paper is to reveal the differences in the syntax of transitive phrasal verbs (verb + adverb combinations) like *make up sth/make sth up* (e.g. a story), *take sth apart/take apart sth* (e.g. your watch) and prepositional verbs (verb + preposition combinations) like *make for sth* (e.g. the door), *take after sb* (e.g. her father), mainly with respect to the word order in relation to the particle, by touching upon their polysemous nature as well. In my analysis I will also make an attempt to demonstrate why the tests proposed by linguists such as Bolinger (1971); Sroka (1972); Lipka (1972), Fraser (1976); Dixon (1982), Quirk et al. (1985), Palmer (1988) and Huddleston and Pullum (2002), etc. do not seem to be absolutely reliable to make a distinction between these two types of multi-word verbs, and how dictionaries of phrasal verbs can be of help in coping with the difficulties posed by them.

Key words: multi-word verbs, phrasal verbs, prepositional verbs, syntax, polysemy, dictionaries of phrasal verbs

1 Introduction

Multi-word verbs, such as *take off*, *look into*, *put up with* consist of a lexical verb, an adverb (adverbial particle) and/or a preposition. Although they are a common feature of English language, they do not enjoy a good reputation in foreign language teaching. Teachers of English commonly experience that learners perceive these verb + particle constructions as a difficult aspect of English language, therefore they often make mistakes in their usage. Their mistakes are mainly related to the syntactic, semantic, and stylistic properties of multi-word verbs (cf. Kovács 2007). One of their most important syntactic properties is word order, i.e. the position of the object in relation to the particle. From this respect, some types of multi-word verbs are easy to identify, such as intransitive phrasal verbs, prepositional verbs with two objects, and the two types of phrasal-prepositional verbs (Quirk et al. 1985:1150-1168). (The term phrasal verb is used here in a narrower sense denoting the combination of a verb and an adverbial particle). Consider the following examples:

Intransitive phrasal verbs:

- (1) a. The plane has just *taken off*.
- b. She *turned up* unexpectedly.
- c. He is *playing around*.

which consist of a lexical verbs and an adverb.

Prepositional verbs with two objects:

- (2) a. The gang *robbed* her *of* her necklace.
- b. He *deprived* the peasants *of* their land.
- c. They *plied* the man *with* food.

in which the two objects are separated by a preposition.

Phrasal-prepositional verbs with one object:

- (3) a. We are *looking forward to* your party on Saturday.
- b. He had to *put up with* a lot of teasing at school.
- c. He thinks he can *get away with* everything.

which consist of a lexical verb and two particles (an adverb and a preposition) followed by an object.

Phrasal-prepositional verb with 2 objects:

- (4) a. The manager *fobbed* me *off with* a cheap camera.
- b. We *put* our success *down to* hard work.
- c. I'll *let* you *in on* a secret.

in which the two objects are separated by two particles (an adverb and a preposition). However, transitive phrasal verbs (verb + adverb combinations), such as *make up sth/make sth up* (e.g. *a story*), *take sth apart/take apart sth* (e.g. *your watch*) and prepositional verbs with one object (verb + preposition combinations), such as *make for sth* (e.g. *the door*), *take after sb* (e.g. *her father*) are not so easy to make a distinction between. Consider the following examples examined by Quirk et al. (1985: 1167):

- | Prepositional verb | Phrasal Verb |
|---|--|
| (5) They <i>called on</i> the man. | They <i>called up</i> the man. |
| ~ (*They <i>called</i> the man <i>on</i> .) | ~ They <i>called</i> the man <i>up</i> . |
| They <i>called on</i> him. | They <i>called</i> him <i>up</i> . |
| ~ (*They <i>called</i> him <i>on</i> .) | ~ (* They <i>called up</i> him.) |

As evident from the above examples, the two superficially similar constructions are distinguished from each other by the inability of the preposition *on* to be moved to a position after the following noun phrase or the pronoun. In contrast, the particle of a phrasal verb *up*, which is an adverb, can stand either before or after the noun phrase following the verb. However, when the object following the verb is a personal pronoun, the pronoun precedes the particle in the case of a phrasal verb, but follows the particle in the case of a prepositional verb.

It is noteworthy that Huddleston and Pullum (2002: 276) make a distinction even between specified and unspecified prepositions:

- | Specified prepositions | Unspecified prepositions |
|---|---------------------------------------|
| (6) a. I referred <i>to</i> her book. | I flew <i>to</i> Boston. |
| b. I came <i>across</i> some old letters. | I swam <i>across</i> the river. |
| c. I skated <i>over</i> the problem. | I skated <i>over</i> the frozen pond. |
| d. I waded <i>through</i> my ironing. | I waded <i>through</i> the mud. |

They point out that the examples in the first group contain prepositional verbs and the specified prepositions with the verb form a verbal idiom.

Furthermore, Huddleston and Pullum (2002: 274) differentiate between two types of specified prepositions, mobile ones and fixed ones:

Mobile prepositions	Fixed prepositions
(7) I referred <i>to</i> her book.	I came <i>across</i> some old letters.

As we will see later on, the fixed prepositions cannot be separated from the lexical verb by an adverbial such as *eventually* (*I *came* eventually *across* some old letters.) and cannot be fronted e.g. in a relative clause (*some old letters *across* which I *came*.)

The primary aim of this paper is to reveal the differences in the syntax of transitive phrasal verbs (verb + adverb combinations) and prepositional verbs (verb + preposition combinations), mainly with respect to the word order in relation to the particle, by touching upon their polysemous nature as well.

2 The syntactic properties of phrasal verbs (in a narrower sense) and prepositional verbs

Several tests and criteria have been suggested by grammarians to identify and differentiate between transitive phrasal verbs (verb + adverb combinations) and prepositional verbs (verb + preposition combinations) (cf. Mitchell 1958, Bolinger 1971; Sroka 1972; Lipka 1972, Fraser 1976; Dixon 1982, Quirk et al. 1985, Palmer 1988 and Huddleston and Pullum 2002) focus predominantly on the question of word order, such as the possibilities for the insertion of manner and degree adverbials, gapping, fronting, stress, passivisation and the behaviour of the particle in action nominalizations.

Insertion of manner and degree adverbials

Mitchell (1958: 103); Bolinger (1971: 12), Fraser (1976:3) and Quirk et al. (1985: 1163), observe that various manner adverbials may precede the sequence of preposition plus noun, but an adverbial may not precede the sequence of particle and noun. Mitchell's example is:

- (8) a. He *turned* suddenly *off* the road.
 b. * He *turned* suddenly *off* the light.

Fraser's example is:

- (9) a. Harry *looked* furtively *over* the fence.
 b. * Harry *looked* furtively *over* the client.

Quirk et al's example is:

- (10) a. He *called* angrily *on* the dean
 b. * He *called* angrily *up* the dean.

In addition, as mentioned above, Huddleston and Pullum (2002: 276) note that an adjunct can be readily inserted between the verb and an unspecified preposition:

- (11) I *flew* regularly *to* Boston.

The same applies to mobile specified prepositions, but not to fixed ones:

- (12) a. I *referred* repeatedly *to* her book.
 b. * I *came* eventually *across* these letters.

Huddleston and Pullum (2002: 262) also observe that in verb- particle-object

constructions the object cannot be separated from the verb by a manner adverbial, either.

(13) * She *took* carefully *off* the label.

The case of mobile fixed preposition shows that the insertion of a manner or degree adverbial is not a completely reliable test to differentiate between transitive phrasal verbs and prepositional verbs.

2.2 Gapping

The other distinguishing factor between transitive phrasal verbs and prepositional verbs commonly noticed by scholars (cf. Fraser 1976: 2 and Dixon 1982: 5) is gapping. We can gap the verb along with the modal in structures containing a prepositional phrase, whereas gapping of the verb in a phrasal verb is impossible.

Fraser (1976: 2) notes that prepositional phrases function as syntactic units in gapped sentences, while particle plus noun sequences do not:

(14) a. He *sped up* the street and she *up* the alleyway.

b. * He *sped up* the process, and she *up* the distribution.

(15) a. Jones *pulled* the old tablecloth *off*, and Peters, the new one *on*.

b. * Jones *pulled* the deal *off*, and Peters the money *in*.

Dixon (1982:5) points out that gapping of a simple verb is scarcely possible from sentences in which the subjects are different and the adverbial particle has been moved to the left of the object noun phrase:

(16) * Jones *pulled off* the old tablecloth, and Peters, *on* the new one.

However, when there is a common subject, this can be deleted from the second clause:

(17) Jones *pulled* the old tablecloth *off* and the new one *on*.

However, the verb cannot be omitted if the adverbial particle precedes the NP object:

(18) * Jones *pulled off* the old tablecloth and *on* the new one.

Dixon observes that omission of the verb is possible with many literal verb and preposition constructions, e.g. the above example and with some mildly phrasal verbs that show a degree of semantic congruence, e.g. John *kept* his anger *in* and Mary her temper *down*. He notes, however, that the more idiomatic a phrasal verb is in its semantics, the less chance there is of its being gapped, e.g. He *took* his shirt *off* and the firm *over-* is distinctly zeugmatic, in which the verb refers to two different noun phrases, to the first one in a concrete, literal way, to the other in a figurative way.

Thus, the test of gapping does not give an answer to the question of how we can draw a borderline between prepositional verbs and transitive phrasal verbs, either.

2.3 Fronting

Several scholars, such as Fraser (1976: 2), Dixon (1982: 5) and Quirk et al. (1985: 1163) recognise the possibility of fronting a preposition and a noun sequence and the impossibility of fronting an adverbial particle and a noun.

Dixon (1982: 5) shows that the fronting of preposition-noun sequence is possible in *wh*-question or just for emphasis unlike in the case of adverb-noun-sequence:

- (19) a. John *ran up* a hill/ *Up* what did John *run*?/ *Up* a hill, John ran.
 b. John *ran up* a bill/ * *Up* what did John *run*?/ **Up* a bill John ran.

Dixon (1982: 5) also points out that fronting applies to both literal and non-literal combinations:

- (20) John *takes after* his father/ *After* whom does John *take*?

Quirk et al.'s example (1985: 1163) is:

- (21) a. *On* whom did he *call*? *On* the dean.
 b. * *Up* whom did he *call*? * *Up* the dean.

Quirk et al. also show that the prepositional phrase can be isolated not only in responses but in other constructions, as well, for example in co-ordinate constructions, or in comparative constructions:

- (22) a. *On* whom did she *call*? *On* his mother.
 b. Did she *call on* the dean or (*on*) his friend?
 c. He *calls on* the dean more often than (*on*) his friend.

Huddleston and Pullum (2002: 274) refer to relatives, interrogatives and it-clefts as well where the preposition is foregrounded. They note, however, that it is possible only with mobile prepositions but not fixed prepositions. Compare:

- | (23) Mobile preposition | Fixed preposition |
|--|--|
| i. a. the book <i>to which</i>
I referred | b. * the letters <i>across</i>
<i>which</i> I came |
| ii. a. <i>To which</i> book did
you refer? | b. * <i>Across which letter</i>
did you come? |
| iii. a. It was <i>to her book</i> .
that I referred | b. * It was <i>across these</i>
<i>books</i> that I came. |

By contrast, just like in the case of fixed prepositions, a particle + noun sequence cannot be fronted or foregrounded in this way (cf. Huddleston and Pullum 2002: 282):

- (24) a. * the label *off which* she took.
 b. * *Off which* label did she take?
 c. * It was *off this label* that she took.

This test provides a sufficient but not a necessary condition for the distinction between the two constructions.

2.4 Stress

Characteristic stress and intonation patterns of verb + particle combinations have also been observed as a criterion to distinguish verb-particle combinations from verb-preposition combinations. Several authors, such as Mitchell (1958), Bolinger (1971), Fraser (1976), Palmer (1988) and Quirk et al. (1985) point out that adverbs are usually stressed whereas prepositions are unstressed.

Mitchell (1958: 104) uses the following two examples to justify the role of stress although the verb in the second sentence is not a prepositional verb:

- (25) a. He can't *be taken*" *in* at any time.
 (the adverb component of the phrasal verb - stressed)
 b. It can't *be*" *taken in* large doses. (the preposition - unstressed)

Fraser (1976: 2) finds that a preposition is often very weakly stressed, if not completely reduced, with a pause possible just before it, whereas the adverbial particle is not reduced:

- (26) a. She” *ran off* the stage.
 b. She *ran* “*off* the pamphlets.

Similarly, Quirk et al. (1985: 1167) also point out that the particle of a phrasal verb (*call up*) is normally stressed and in final position normally bears the nuclear tone, whereas the particle of a prepositional verb (*call on*) is normally unstressed and has the ‘tail’ of the nuclear tone which falls on the lexical verb:

- (27) a. Which man did they call UP?
 b. Which man did they CALL on?

In contrast, Palmer (1988: 220) suggests if the adverbial particle occurs in final position, the adverb will normally be accented, but the preposition may or may not be:

- (28) a. That is the flag he ran úp.
 b. That is the hill he rân up/ ran úp.

Bolinger (1971: 42) notes a three-way contrast in:

- (29) a. Show me the gym he “*ran in* (preposition).
 b. Show me the cattle he *ran* “*in* (adverb).
 c. Show me the house he “*ran in* (*ran* “*in*) (adprep).

In Bolinger’s view, while pure prepositions, which form constituents only with nouns, are unstressed, adverbs are stressed. Adpreps, which form a constituent with the verb and a constituent with the noun, appear either unstressed or stressed.

Quirk et al. (1985: 1157) observe, however, that the ‘stress test’ is not entirely reliable, as polysyllabic prepositions like *across*, *over*, *without* and *under*, etc. usually receive stress, and other factors such as contrastive focus may affect the positioning of the nucleus:

- (30) I could have done withOUT that PRESent.
 ~ That’s a present I could have done withOUT.
 She will never get OVer it.
 ~ It is a loss that she will never get OVer.

It is also pointed out in *Macmillan Phrasal Verbs Plus* (2005: LS 22) that phrasal verbs (used in a broader sense) have either one stress “*make for*, “*look at* (where the main stress is on the verb and no stress on the particle the particle, which is a preposition) or two stresses %*make* “*off*, %*take a* “*part*, where the primary stress is on the particle, which is an adverb, and a secondary stress on the verb. However, when the object is a noun coming between the verb and the adverbial particle, the stress will usually be on the noun rather than on the particle (31a). However, when the object is a noun coming after the verb and the particle, and if the noun is important for the speaker’s meaning, then it will be stressed and the stress on the particle may be lost (31b).

- (31) a. %*Turn* the ‘light *on*. Can you %*make* the ‘writing *out*?
 b. %*Turn on* the ‘light. Can you %*make out* the ‘writing?

The above analysis related to stress suggests again that the test of stress does not seem to be entirely suitable for the differentiation of the two types of multi-word verbs.

2.5 Passivisation

The fifth criterion to distinguish transitive phrasal verbs from prepositional verbs is that of passivisation. As for passive transformation, the view generally taken by grammarians is that most transitive phrasal verbs can be passivised, but prepositional verbs in the passive are rather restricted (cf. Bolinger 1971: 7, Dixon 1982: 7, Quirk et al. 1985: 1156, 1164, Palmer 1988: 221 and Huddleston and Pullum 2002: 276).

Like transitive verbs in general transitive phrasal verb can normally be turned into the passive without stylistic awkwardness (Quirk et al. 1985: 1154), for example:

(32) Aunt Ada *brought up* Roy Roy *was brought up* by.

However, some of them do not have a passive. These are principally combinations for which the object is idiomatically limited to a particular noun or pronoun:

(33) a. The train *picked* *? Speed *was picked up*
 speed *up* by the train.
 b. Jill and her boss It is not *hit off* well by
 didn't *hit it* well. Jill and her boss.

From the point of view of passivisation, prepositional verbs seem to be even more complex. The grammarians mentioned above generally agree that the object of a preposition may become a passive subject in particularly marked circumstances. Quirk et al. (1985: 1156, 1164-65) differentiate three types of verb and preposition sequences:

The first type there is a purely non-idiomatic free combination, in which the verb acts a normal intransitive verb combined with a pure preposition with a locative meaning like *live at*, *play on*.

Prepositional verbs, in which the verb has a literal use, but has a fixed association with the preposition like *look at*, *look for*, etc.

Prepositional verbs where both words form a semantically idiomatic (often metaphorical) unit, e.g. *go into* ['investigate'], which is also justified by the fact that it has a single-word equivalent.

In the first type of verb+ preposition sequence, in which the preposition has a literal, spatial meaning, the passive is very uncommon. However, in Quirk et al.'s view, the passive can be acceptable with prepositions which have a purely locative meaning:

(34) a. That table *was sat on* by so many people
 that eventually it collapsed.
 b. This field *must have been played on* last week.
 c. These caves *were once lived in* by primitive men.

Unlike with Type 1, the prepositional passive with the Type 2 can occur more frequently but sometimes with some stylistic awkwardness.

(35) Many people *looked at* the picture.
 The picture *was looked at* by many people.

The possibility of the passive transformation in type 3 seems to be closely related to their idiomatic status. The ambiguous combinations like *arrive at* take the passive only when the preposition is part of an idiom:

- (43) a. *Boston was flown to next.
This bed has been slept in. (unspecified)
- b. *Such principles were Her book was
stood for. referred to. (mobile)
- c. *Some old letters were These matters
come across. must be seen to. (fixed)

As is evident from the above examples, passivisation does not provide any firm criterion for recognising these two different types of multi-word verbs.

2.6 Action nominalization

Like the placement of the particle, adverb insertion, fronting, stress and passivisation, action nominalization constructions can also serve to distinguish verb-adverbial particle combinations from some but not all verb-preposition combinations. Lees (1963: 22), Fairclough (1965: 16), Bolinger (1971: 8) and Fraser (1976: 3) present pairs of sentences showing that *of* in an action nominalization can appear between an adverbial particle and a following noun, but not between a preposition and a following noun.

The following example is Bolinger's (1971: 8):

- (44) a. He *looked up* the information.
(His *looking up* of the information)
- b. He *looked into* the information.
(* His *looking into* of the information)

Fraser (1976: 3) observes that verb-particle combinations do not permit the particle to be placed after the direct object in action nominalization:

- (45) a. His *throwing up* of his dinner was stupid.
b. *His *throwing* of his dinner *up* was stupid.
c. His *throwing up* of the ball was stupid.
d. *His *throwing* of the ball *up* was stupid.

All in all, we can say that the tests proposed by the above mentioned scholars such as Bolinger (1972), Sroka (1972), Lipka (1972), Fraser (1976), Dixon (1982), Quirk et al. (1985), Palmer (1988) and Huddleston and Pullum (2002), etc. sometimes seem to be sufficient but not at all absolute ones as in many cases it is difficult to draw a borderline between phrasal verbs (verb + adverb constructions) and prepositional verbs (verb + preposition constructions).

3 The polysemous nature of multi-word verbs

Both students and teacher are often faced with the fact that the majority of commonly used multi-word verbs tend to be highly polysemous. Consider how many different meanings *run off* in the following sentences has (Rundell 2005: 370-371):

- (46) a. Their dad *ran off* when they were little. (leave suddenly)
b. Would you mind *running off* some more copies? (print sth)
c. James can just *run off* a poem for any occasion. (write sth)
d. The sloop means rainwater just *runs off* the roof. (flow away)
e. He's still there unless Dad's *run* him *off*. (force sy to leave)

We can conclude from the word order that *run off* is an intransitive phrasal verb in

(46a), a transitive phrasal verb in (46b, c and e) and a prepositional verb in (46d), and it has the syntactic patterns V+Adv in (46a), V+N+Adv, V+Adv+N, V+Pron+Adv in (46b, c and e) and V+Prep in (46d).

As is well illustrated by the very commonly used verb *run off*, what makes things even more complicated is that there is one group of particles just like *off* which either function as an adverb or a preposition in particular multi-word verbs. Such particles are also *about, above, across, after, along, around, by, down, in, on, over, past, round, through* and *up*, which has a crucial impact on the word order. Let us examine other multi-word verb like that. (The examples are from *Collins Cobuild Dictionary of Phrasal Verbs* (2002), *Macmillan Phrasal Verbs Plus* (2005) and *Oxford Phrasal Verbs* (2006).)

Turn on can be a transitive phrasal verbs (verb + adverb combination) with the meaning: to make a piece of equipment such as a television start working by pressing a button, turning a switch etc. (47a) or to start using a supply of water, gas, or electricity by turning a tap, pressing a button, or moving a switch (47b and c).

- (47) a. He *turns* the radio *on* as soon as he gets in.
 b. She *turned on* the shower.
 c. The gas won't come out unless you *turn it on*.

Furthermore, *turn on* as a transitive phrasal verb can mean making someone enthusiastic about something or making feel sexually attracted or sexually excited as in (48a) and (48b) respectively:

- (48) a. Astronomy doesn't *turn* most viewers *on*. What really *turns* him *on* is motorbikes.
 b. He's very nice, but he just doesn't *turn me on*.

Similarly, it is a transitive phrasal verb with the meaning: to make a deliberate effort to use a special quality that you have in order to achieve something:

- (49) a. He'll have to *turn on* all his charms to persuade her.
 b. The Yankees *turned* the power *on* in the late innings to defeat the RED Sox 12-10.

However, *turn on* can also be a prepositional verb with one object with the meaning: to be the issue, fact, or point that something depends on most (50a); your thoughts, a conversation being concerned with a particular subject (50b); to suddenly start angrily criticising someone or shouting at them (50c) and to suddenly attack someone violently (50d):

- (50) a. Prospects for a rate cut will now *turn on* tomorrow's fourth-quarter output figures.
 b. For a moment my thoughts *turned on* that gross and stupid man. The talk *turned on* the likelihood of his return.
 c. Danny *turned on* her, accusing her of betraying her.
 d. The dog suddenly *turned on* its owner, causing serious injuries.

All these examples demonstrate that when *turn on* is a transitive phrasal verb, its syntactic patterns are: V+Adv+N, V+Adv+N and V+Pron+Adv while when it is a prepositional verb the syntactic pattern V+Prep+N/Pron applies to it.

Similarly, *run over* is a transitive phrasal with the noun phrase either following or preceding the adverb *over* when it means to hit someone or something with a vehicle and injure or kill them:

(51) I *ran over* a cat last night. The guy nearly *ran me over*.

In contrast, it is a prepositional verb when it means: to move over a surface such as land or water or an object (52a); to practice what you are going to say in a speech or performance (52b) to explain something again so that someone understands it (52c) or to think a lot about something such as a decision or experience (52d):

- (52) a. The train *moved southward over* the icy countryside.
The car *ran over* her legs.
b. Do you want me to *run over* your lines with you?
c. Would you *run over* the sequence of events again?
d. She keeps *running over* the incidents again and again in her mind.

In the latter four cases the object - whether the object is a noun phrase or a pronoun - follows the preposition.

Lay off in the meaning to end someone's employment, especially temporarily, because there is not enough work for them (=dismiss) is a transitive phrasal verb (53a) whereas in its other (informal) meaning which is 'to stop doing or using something (53b) it is a prepositional verb:

- (53) a. We've had to *lay off* hundreds of workers.
So if demand falls, the company *lays men off*.
b. You should *lay off* alcohol/ drinking for a while.

As a final example, let us look at *see through*, which is a prepositional verb when it means: to recognize that something is not true and not be tricked by it (54a) and to realize what someone is really like or what they are really doing and not be tricked by them (54b), respectively:

- (54) a. We can all *see through* your little game, Adam.
b. I'm not fooled that easily, I can *see right through* you.

However, if you *see* a task, plan or scheme *through*, you continue to do it until it is successfully completed, especially something unpleasant or difficult as in (54a and b). In this case *see through* is a transitive phrasal verb, which nevertheless allows only the V+N+Adv and V+Pron+Adv word order. Consequently, it a good example for the fact that the general three syntactic patterns for transitive phrasal verbs (V+Adv+N, V+N+Adv and V+Pron+N) cannot be applied automatically. There are some verb+adverb constructions for which either only the first or the second pattern can be applied.

- (55) a. Having come this far, she was determined
to *see things through*.
b. Having started on a course of action,
he usually *sees i through*.

Seeing the syntactic and semantic complexity that English multi-word verbs exhibit, we can understand why these compound verbs have long intrigued linguists, and why students are also often stumped by them and panic even at hearing their name.

4 Conclusions

As was evident from the analysis above the tests and criteria suggested by scholars to differentiate between transitive phrasal verbs and prepositional verbs such as

Mitchell (1958), Bolinger (1971), Sroka (1972), Lipka (1972), Fraser (1976), Dixon (1982), Quirk et al. (1985), Palmer (1988) and Huddleston and Pullum (2002) do not seem to be absolute ones. Although the word order variant which occurs in English phrasal verbs and prepositional verbs showed some regularity and revealed a lot their specific syntactic and semantic properties, they also showed some inconsistencies as well. However, in my analysis I also meant to demonstrate that these differences in word order of transitive phrasal verbs and prepositional verbs in relation with the object are not quite at random but they are related to their specific syntactic properties. Furthermore, by touching upon the polysemous nature of multi-word verbs I meant to highlight how the syntactic and semantic properties of phrasal verbs and prepositional verbs are interrelated. A detailed semantic analysis of verb-particle constructions is, however, beyond the scope of this paper.

All things considered, the question may arise what learners of English can do in order to master and use multi-word verbs appropriately. If learners feel perplexed and bewildered by them, they are advised to get by and consult a dictionary of phrasal verbs. Each of the above mentioned dictionaries (*Collins Cobuild Dictionary of Phrasal Verbs* (2002), *Macmillan Phrasal Verbs Plus* (2005) and *Oxford Phrasal Verbs* (2006)) provide learners with all the necessary information about both the syntactic and semantic properties of multi-words verbs, and thus they represent an invaluable aid to any learner who wants to use these difficult yet essential aspects of the English language with confidence.

References

- Bolinger, Dwight (1971): *The Phrasal Verb in English*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Cowie, Anthony. P. & Mackin, Robert (2006): *Oxford Phrasal Verbs Dictionary for Learners of English*. Oxford: Oxford University Press.
- Dixon, Robert M. W. (1982): The grammar of English phrasal verbs. *Australian Journal of Linguistics*. Volume 2. 1982: 149–247.
- Fairclough, Norman L. (1965): *Some English Phrasal Types: Studies in the Collocations of Lexical Items with Prepositions and Adverbs in a Corpus of Spoken and Written Present-day English*. M.A. thesis, London: University College.
- Fraser, Bruce (1976): *The Verb-Particle Combination in English*. New York: Academic Press.
- Huddleston, Rodney and Pullum, Geoffrey K. (2002): *The Cambridge Grammar of the English Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kovács, Éva (2007): *Exploring English Phrasal Verbs*. Eger: Pandora Könyvek. 7. kötet.
- Lees, Robert B. (1963): *A Grammar of English Nominalizations*. The Hague: Mouton.
- Lipka, Leonard (1972): *Semantic Structure and Word-Formation. Verb-Particle Constructions in Contemporary English*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Mitchell, T. F. (1958): Syntagmatic Relations in Linguistic Analysis. *Transactions of the Philological Society*, Oxford. 101–118.
- Palmer, Frank R. (1988): *The English Verb*. Second Edition. London and New York: Longman.
- Quirk, Randolph, Greenbaum, Sidney, Leech, Geoffrey & Svartvik, Jan (1985): *A Comprehensive Grammar of the English Language*. London: Longman.
- Rundell, Michael (2005): *Macmillan Phrasal Verbs Plus*. Oxford: Bloomsbury Publishing Plc.
- Sinclair, John (1995/2002): *Collins COBUILD Dictionary of Phrasal Verbs*. London: Harper Collins Publisher.
- Sroka, Kazimierz A. (1972): *The Syntax of English Phrasal Verbs*. The Hague: Mouton.

Kommunikationsmodelle im Kontext der Textlinguistik

Mandelíková, Lenka

Communication Models in the Context of Text Linguistics

Abstract

In this paper we present text linguistics as an independent linguistic discipline. We deal with the concept of text linguistics and text. Text is the primary starting point to interpret the following selected linguistic theories: the action theory text model and the communication oriented text model. These selective text model descriptions are to be found in papers individually, it means, it is important that the text is characterized not only from the grammatical and semantic approach but also from the pragmatic-communicative and cognitive approach.

Key words: text, text linguistics, communication situation, action theory and communication oriented text models

Schlüsselworte: Text, Textlinguistik, Kommunikationssituation, Handlungstheoretische Textmodelle und Kommunikationsorientierte Textmodelle

Text als sprachliches Handeln war seit der Antike bis zur Gegenwart Untersuchungsgegenstand von mehreren literaturwissenschaftlichen und sprachwissenschaftlichen Disziplinen, z. B. Poetik, Rhetorik, Kommunikationstheorie, Textlinguistik, Soziolinguistik usw. (siehe Ingarden 1965 Ihwe 1972). In der Antike konzentrierte man sich auf die Kunst der Gestaltung von politischen Reden. Später widmete man sich stilistischen Analysen von belletristischen Texten und stilistischen Analysen von Sachtexten.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Sprache des literarischen Werkes in der Linguistik unter dem Einfluss der historisch-vergleichenden Methode nicht vielseitig erforscht, sondern ziemlich einseitig, das heißt nur von der grammatischen und lexikalischen Seite her. Die Funktion von sprachlichen Mitteln war nicht primär. Demgegenüber orientierte sich die gegenwärtige Sprachwissenschaft mehr an der wissenschaftlichen Forschung der sprachlichen Synchronie als der sprachlichen Diachronie. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht die Funktion der Sprache im Rahmen der gesellschaftlichen Kommunikation. In der psychologischen Hinsicht ist die Kommunikation einer von den elementaren sozial-psychologischen Prozessen. „Wenn die Kommunikation unter den Menschen realisiert wird und eine spezifisch menschliche Form hat, bezeichnet man sie als soziale Kommunikation“ (Bočáková–Lincényi 2013, 33).

Kommunikation vollzieht sich mit Hilfe von Texten. Beim Kommunizieren geben wir außersprachlich vorgegebene Faktoren der Redesituation an. Da sich die sprachliche Kommunikation in Form zusammenhängender Texte verwirklicht, war es nötig, die Grenzen der Satzsyntax zu überschreiten. Das sprachwissenschaftliche Interesse wurde die Motivation zur Erforschung des Textes als kommunikativer Ein-

heit. Das sprachliche Element Text wurde also in den letzten Jahrzehnten stärker in den Vordergrund gestellt. Wenn sich der Text realisieren soll, müssen wir bestimmte kommunikative Bedingungen berücksichtigen. Der Text enthält keine einzelnen und isolierten Sätze, sondern muss mehrere zusammenhängende Sätze aufweisen. Das bedeutet, dass der Text keine Reihung von isolierten Einzelsätzen ist. Alle Sätze dienen dem Thema des ganzen Textes. Der Text ist ein Gewebe, wobei jeder folgende Satz die vorhergehenden Sätze erklärt. Den Text hält man für die semantisch und funktional komplexe sprachliche Einheit, die durch das Thema konstituiert wird (Mandeliková 2012, 19). Bei der Bestimmung des Text-Begriffs findet man den grammatischen, semantischen und pragmatischen Gesichtspunkt sehr wichtig.

Die Textwissenschaft entwickelt sich als eine integrativ weiterführende Transdisziplin aus Linguistik, Psychologie und Soziologie, die sprachliche, soziale und kognitive Aspekte von Texten aufeinander bezieht. Sie will textbezogene Aspekte von Fächern, wie z. B. Linguistik, Rhetorik, Literaturwissenschaft zusammenführen. Die Textwissenschaft arbeitet in ihrem interdisziplinären Forschungsgegenstand mit der Psycholinguistik, Pragmatik, Kommunikationswissenschaft usw. Textlinguistik wird als Teildisziplin der Textwissenschaft bezeichnet.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam die Behauptung vor, dass die grundlegende Einheit, an der die Linguistik arbeiten sollte, der Text ist. Die Entstehung der Textlinguistik hängt mit der sog. pragmatischen Wende oder der pragmatisch-kommunikativen Wende in der Sprachwissenschaft nach dem Jahre 1970 zusammen. Es geht um eine Abwendung von einer systemorientierten Sprachwissenschaft und Hinwendung zu einer kommunikativorientierten Sprachwissenschaft (Helbig 1986). Diese Wende in der Richtung der sprachlichen Forschung beschäftigte sich mit den Fragen der Forschung zu sprachlichen Funktionen in der gesellschaftlichen Kommunikation. Damals verbreiterte sich der Gegenstand der Sprachwissenschaft mit der Orientierung an Kommunikation. Bei aller Gemeinsamkeit von verschiedenen linguistischen Richtungen, in denen diese pragmatisch-kommunikative Wende in der Sprachwissenschaft ihren Ausdruck fand, differierten diese Neuansätze unter dem dominierenden Aspekt, z. B. Soziolinguistik, Psycholinguistik, Sprechakttheorie, Textlinguistik. Die Textlinguistik ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaftsdisziplin. Textlinguistik ist eine linguistische Disziplin, die sich mit der strukturellen und prozessualen Konstitution der sprachlichen Einheit Text beschäftigt. Der Forschungsbereich der Textlinguistik sind einerseits satzübergreifende grammatische, semantische und pragmatische Eigenschaften des materiellen Gebildes Text (Text als Produkt – Textualität), andererseits kognitive Aspekte, Tätigkeiten der Textherstellung und des Textverstehens (Text als Prozess – Textproduktion, Textverarbeitung).

In der Entwicklung der modernen Textlinguistik unterscheidet man einige Phasen der Textlinguistik. In der ersten Phase seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts herrschten vor allem die syntaktischen Textauffassungen vor. Der Text wurde als ein aus wenigstens zwei Sätzen bestehendes Ganzes betrachtet. Das Ziel war, die syntaktischen Mittel auf den Text anzuwenden und einen Komplex von abstrakten Regeln zur Textproduktion im Sinne der Textgrammatik zu erstellen. Der Hauptvertreter dieser Phase ist R. Harweg (1968). Er ging davon aus, dass man Texte als Folgen von Sätzen bezeichnen kann. Wichtige Kategorien dieser Phase sind Pronominalisierung und Thema-Rhema-Progression. Der Hauptvertreter der 70er Jahre des vo-

rigen Jahrhunderts war T. van Dijk (1980), der die Konzeption der Makrostruktur ausarbeitete. Die Makrostruktur hält er für einen globalen, abstrakten Plan, der jedem Text zugrunde liegt. Die Textanalyse konzentriert sich auf die semantischen (nicht auf die syntaktischen) Zusammenhänge. Man untersucht den Text als Handeln. Die erste Phase wird als der sog. transphrastische Ansatz bezeichnet.

Die nächste Phase der Textlinguistik brachte die kommunikationsorientierte Textlinguistik mit. Diese will die Sprache im Rahmen der Kommunikation begreifen und beschreiben. Sie ist mit der pragmatischen Orientierung verbunden. Die Textlinguistik öffnet sich für die kommunikativen Aspekte der Texte. Man sucht systematische Beziehungen zwischen dem Text und Kommunikationskontext. Das Hauptgebiet der Textlinguistik sind Textstruktur und Kontext, die das Fungieren des Textes determinieren. Hauptvertreter dieser Phase sind J. L. Austin (1962), J. Searle (1969). Siehe auch D. Wunderlich (1973), W. Motsch – D. Viehweger (1981), Motsch (1987). Die zweite Phase der Textlinguistik gilt als der kommunikativ-pragmatische Ansatz.

Die jüngste – dritte – Phase ist mit der Entwicklung der kognitiven Linguistik als Bestandteil der kognitiven Wissenschaften verbunden. Kognitive Wissenschaften integrieren Erkenntnisse in Psychologie, Philosophie, Neurologie und Linguistik. Diese Phase ist durch eine verstärkte Hinwendung zu prozessualen und kognitiven Aspekten gekennzeichnet. Man spricht von der kognitiven Wende in der Textlinguistik, d. h. die dritte Phase kann als der kognitivistische Ansatz angesehen werden. Zu dieser Phase gehören T. van Dijk – W. Kintsch (1983), W. Heinemann – D. Viehweger (1991).

Die Textlinguistik hat ihr eigenes Terrain – die Untersuchung der Strukturierungs- und Formulierungsvarianten von Texten, für die Beschreibungsmodelle entwickelt werden müssen. Ausgehend von der Forderung, dass Textlinguistik nicht nur Textstrukturen kennzeichnet, sondern auch das kommunikative Funktionieren der Texte charakterisieren sollte, lässt sich gelegentlich die Tendenz einer Grenzüberschreitung in Richtung der Kommunikationswissenschaft beobachten, die Gleichsetzung der Textlinguistik und Kommunikationswissenschaft. So verstandene Textlinguistik hätte dann die Kennzeichnung aller Phänomene des Kommunizierens als Gegenstandsbereich (Heinemann–Viehweger 1991, 16).

In der textwissenschaftlichen Literatur wird im Allgemeinen davon ausgegangen, dass ein Text mündlich oder schriftlich sein kann, wobei der Kommunikationsvorgang mitberücksichtigt wird. Man versteht also unter den Texten sowohl schriftliche als auch mündliche Äußerungen, die unterschiedlicher Länge sein können. Der Text wird hier als Kommunikationsbestandteil gesehen, der dadurch in die Nähe zum Sprechakt gerät. Nach M. Vajíčková (2007, 25) können Texte in diesen Dimensionen variieren: mündlich vs. schriftlich, einsätzig vs. mehrsätzig, monologisch vs. dialogisch, rein sprachlich vs. gemischt (andere Kommunikationsformen einschließend).

Kommunikationsmodelle begreifen Kommunikation als einen Vorgang, in dem die Information (d. h. ein Inhalt), welche von dem Kommunikator (d. h. dem Sender) übermittelt werden soll, von diesem in einen Code (d. h. die sprachliche Formulierung) übersetzt wird. Die Information – verpackt als Signal – wird durch den Kanal, z. B. Lautproduktion, Schrifttexte, zum Empfänger gesandt. Der Kommunikationsbegriff enthält die Vorgabe, dass es Menschen sind, die als aktive Individuen miteinander interagieren. Die Texte werden von Menschen gebildet und von Menschen produziert. Im Sinne der Konzeption von D. Busse (1992, 22) muss es

einer Textanalyse um die Klärung des Vorgangs der Textrezeption gehen. Das bedeutet: die Interpretation der Texte. Wenn die Textproduktion als Vollzug von kommunikativen Handlungen konzipiert wird, handelt es sich um die Interpretation dieser Handlungen. Das Textverständnis ist entscheidend durch die beim Autor vermutete Intention bestimmt, also durch die kommunikative Absicht. Der Textrezipient nimmt an, dass der Textproduzent bestimmte Eigenschaften hat (z. B. Wissen, Erwartungen), die mit seinen eigenen übereinstimmen. Das gleiche gilt umgekehrt auch für den Textproduzenten. Jede Beschreibung der Bedeutung (jede Interpretation) hat immer einen bestimmten Ausschnitt von Zwecken, Verwendungsmöglichkeiten und Handlungssituationen für ein Sprachzeichen im Blick (Busse 1992, 56). Wenn man ein Wort kennt, weiß man, wie man das Wort verwenden kann.

Fast alle Sprecher haben die Erfahrung gemacht, dass Prozesse des Sprechens und des Verstehens von Äußerungen zumindest in der alltäglichen Kommunikation einander bedingen. Der Sprecher muss während des Redebeitrags das Verhalten des Partners beobachten und gleichzeitig sein eigenes Sprach-Verhalten darauf einstellen. Dadurch ändert er vielfach während des eigenen Redebeitrags sein ursprüngliches Konzept und formuliert anders als geplant. Ein und derselbe Text kann von verschiedenen Rezipienten anders verstanden werden. Es ist vom Individuum selbst abhängig, von seinem Vorwissen, von seinen Interessen. Das unterschiedliche Leseverstehen kann durch Spezifika der Kommunikationssituation und durch Kommunikationsaufgaben geprägt sein. Die Strategie des Textverstehens ist bei den Lesern unterschiedlich.

Wir unterscheiden zwei verschiedene Typen der Kommunikationssituation:

1. Mündliche Kommunikation: Das Spezifische der mündlichen Kommunikationssituation erweist sich als Hinzufügung perzeptionsgestützter Wissensdaten. Diese perzeptuelle Stützung kann zu der größeren Sicherheit in der Rezeption der Textformulierungen durch Rezipienten beitragen. Das bedeutet größere Sicherheit in der Zuordnung von Wissens-elementen zu Zeichenausdrücken. Zu den wesentlichen verstehenssichernden Einheiten mündlicher Kommunikation gehört die Möglichkeit zur Wahrnehmung der subsprachlichen Kommunikationssignale, die der Textproduzent bringt, z. B. Mimik, Gestik. Der andere Unterschied der mündlichen Kommunikation zur schriftlichen Kommunikation ist die größere semiotische Reichhaltigkeit der mündlichen Sprache in der Intonation und Prosodie. In der mündlichen Sprache gibt es also eine größere Ebenenvielfalt von sprachlichen und sprachunterstützenden Zeichen.
2. Schriftliche Kommunikation: Sie ist meistens beschränkt auf die Grundelemente der Kommunikationssituation. Man kann von einer reduzierten Kommunikationssituation sprechen, weil in der schriftlichen Kommunikation mögliche zuordnungsstützende Elemente nicht realisiert werden können, die in der mündlichen Kommunikation gegeben sind. Das betrifft die semiotische Ebenenreduzierung des Textes durch Intonation und Prosodie. In der schriftlichen Kommunikation gibt es aber auch die Möglichkeit der äußeren Situationselemente – dies gilt für die Zuganzeige auf dem Bahnsteig, das Verhältnis des Textes und Bildes auf Plakaten und in Werbeanzeigen. Daneben besteht in der schriftlichen Kommunikation (durch die Textanordnung und graphische Textauszeichnung) die Möglichkeit von subsprachlichen Zeichenebenen und gleichzeitig auch eine semiotische Ebenenvielfalt. In der schriftlichen Kommunikation wird der konkrete

(also der singularisierte und individualisierte) Textproduzent durch den generalisierten Textproduzenten ersetzt (Ausnahme – persönliche Schriftkommunikation durch Briefe). Schrifttexte haben eine stärkere Interpretationsbedürftigkeit als mündliche Texte, sie bieten eine größere Interpretationsfähigkeit an.

Die Einheitlichkeit der Texte verifiziert sich nicht nur an den Oberflächenstrukturen und der semantischen Verbindung von Textelementen. Den Texten entsprechen bestimmte Kommunikationsfunktionen. Dass die Texte überhaupt geäußert werden, ist pragmatisch zu verstehen. Und das Wie der Textgenerierung ist pragmatisch bedingt, weil die Produktion der Äußerungen zugleich das Handeln darstellt – das sprachlich-kommunikative Handeln. Es ist wichtig, für die adäquate Charakterisierung der Texte Faktoren für deren Funktionieren einzubeziehen. Man spricht von der Situativität (der Einbindung der Texte in die Interaktionsprozesse), von der Intentionalität (der Absicht des Kommunikationspartners), von der Dialogizität (den Text bilden nicht nur die syntaktische und semantische Struktur, sondern auch die kommunikative Aktivität). Damit wurde der textlinguistischen Forschung eine neue Dimension eröffnet, denn jetzt gelten die sprachlichen Zeichen als Korrelate für die außersprachlichen Zusammenhänge und auch als Handlungsanweisungen für den Kommunizierenden (siehe Heinemann–Heinemann 2002, 82). In den 70er und 80er Jahren entstanden Arbeiten, die sich Bedeutungen kommunikationsbezogen widmeten und die Texte in Funktion beschrieben (Gülich–Raible 1977). Man unterscheidet zwei Grundtypen von pragmatischen Textmodellen, und zwar: das handlungstheoretische Modell und das kommunikationsorientierte Modell.

I. Handlungstheoretische Textmodelle

Unter dem Einfluss von psychologischen Handlungstheorien wurde das textlinguistische Grundmodell entwickelt, das die Sprache als eine Form der gesellschaftlichen Kommunikation, des menschlichen Handelns, verstand, die mit nichtsprachlichen Tätigkeiten und Handlungen von Menschen aufs engste verknüpft ist. Die entscheidenden Impulse für diese neue Sicht auf das Sprachliche gingen von der Sprachphilosophie (aus der auch die Sprechakttheorie hervorging) und von der Sprachpsychologie (vor allem von der sowjetischen Tätigkeitspsychologie) aus. Die theoretischen Grundlagen dieses Ansatzes wurden im Zusammenhang mit den Interaktionsmodellen erörtert. Interaktionsmodelle verbinden sich mit der Sprechakttheorie (oder Sprechhandlungstheorie). Die Sprechakttheorie ist Teil der linguistischen Neuorientierung im Rahmen der pragmatisch-kommunikativen Wende. Die Hauptvertreter sind J. L. Austin und J. Searle. Im Jahre 1955 hielt J. L. Austin an der Harvard-Universität eine Vorlesungsreihe mit dem Titel *How to Do Things with Words* (1962), die später auch veröffentlicht wurde. Sprechakttheoretische Ideen verbreitete Austins Schüler J. Searle, der die Publikation *Speech Acts* (1969) schrieb. J. Searle entwickelte am Beispiel des Sprechakts des Versprechens das Modell zur Beschreibung von einzelnen Sprechakttypen. Als der sprachphilosophische Wegbereiter dieser Theorie kann der Philosoph L. Wittgenstein (1979) bezeichnet werden. Er veröffentlichte das Werk *Philosophische Untersuchungen*, in dem er über das Verstehen und die Bedeutung der Wörter spricht.

J. L. Austin machte darauf aufmerksam, dass im Prozess der menschlichen

Kommunikation nicht nur Informationen ausgetauscht werden, sondern dass sich mit Hilfe von diesen verschiedene Arten des Handelns verwirklichen. J. L. Austin nannte sie Sprechakte. Wenn ich bitte..., verspreche..., befehle... usw., mache ich eine Aussage und zugleich realisiere ich die Tätigkeit des Bittens, Versprechens, Befehlens usw. Es handelt sich um sog. performative Aussagen. Jeder Sprechakt setzt sich aus mehreren Teilakten zusammen. J. L. Austin unterscheidet zwischen dem phonischen Akt (als Äußerungen von Sprechlauten), dem phatischen Akt (als Äußerungen von Worten in bestimmten grammatischen Strukturen), dem rhetorischen Akt (etwas über etwas aussagen), dem illokutiven Akt (Angabe über die performative Verwendung der Proposition) und dem perlokutiven Akt (als Wirkung des Sprechakts).

An J. L. Austin knüpfte J. R. Searle an. Seine Form der Sprechakttheorie ist sehr weit verbreitet. Seine theoretischen Ausgangspunkte demonstrierte er mit den vier folgenden Sätzen:

1. Sam raucht oft.
2. Raucht Sam oft?
3. Sam, Rauch oft!
4. Würde Sam oft rauchen!

Beim ersten Satz äußert man eine Behauptung. Beim zweiten Satz stellt man eine Frage. Beim dritten Satz äußert man einen Befehl. Beim letzten vierten Satz äußert man einen Wunsch. Bei der Äußerung jedes Satzes referiert man auf etwas. Alle vier Sätze haben dieselbe Referenz (auf das Objekt „Sam“) und dasselbe Prädikat („raucht oft“). Das bedeutet, dass sich durch das Aussagen der oben angegebenen Sätze drei verschiedene Akte verwirklichen:

1. der Äußerungsakt – die Realisierung von Äußerungsakten,
2. der propositionale Akt – die Referenz und das Prädikat,
3. der illokutive Akt – die Behauptung, das Versprechen, die Frage usw.

Zu diesen drei Akten fügt J. R. Searle Austins perlokutiven Akt an.

Texte sind also Einheiten der sprachlichen Kommunikation, die als komplexe Sprachhandlungen angesehen werden. Der Text als Ganzes hat seinen Inhalt und seine Form, wobei der Verfasser ihn mit einer bestimmten Intention, mit einer Kommunikationsabsicht durchsetzt (siehe Mandelíková 2015). Dabei ist wichtig, was gesagt wird (die Interpretation des sachlichen Inhaltes), warum (mit was für einem Ziel) und wie der Verfasser spricht. Jede Äußerung ist das Ergebnis des konkreten Sprechaktes in der konkreten Kommunikationssituation – im Kontext.

II. Kommunikationsorientierte Textmodelle

Dieser Ansatz ist auch pragmatisch orientiert. Die Sprache hält man für ein Handeln, für eine Tätigkeit des Menschen zur Erreichung von bestimmten Zwecken. Die Handlungsansätze gehen bei der Kennzeichnung der Texte von individuellen Illokutionen (Einzelhandlungen) aus, aber die kommunikationsorientierten Ansätze nehmen die Textganzheit zum Ausgangspunkt der Darstellung. Die Texte werden in bestimmten sozialen Zusammenhängen geäußert. Den Texten kommt eine kommunikative, aber auch soziale Funktion zu. Die kommunikative Aktivität ist in ein Geflecht von Aktivitäten eingebettet, wobei diese Tätigkeiten unter bestimmten sozialen Bedingungen vollzogen werden. Im Zentrum stehen die kommunikative Tätigkeit

und zugleich ihr Zusammenwirken mit der geistigen Tätigkeit. Der Ursprung dieses Modells liegt in der sowjetischen Psychologie mit deren bedeutenden Vertretern wie L. S. Vygotskij und A. A. Leontiev. Die sowjetische Sprachpsychologie knüpfte an die Bestimmung der Sprache als Kommunikationsmittel im Rahmen der menschlichen Tätigkeit an. Für die Psychologie wichtig war die These, dass die durch die menschliche Tätigkeit geschaffene Welt die Entwicklung des Bewusstseins und der Gefühle voraussetzt. Der Ausgangspunkt für das Kommunikationsmodell waren vor allem Gedanken von Vygotskij, Rubinštejn und Leontiev. Für diese Psychologen war die Frage relevant, auf welche Weise der (in der damaligen Psychologie) vorherrschende Dualismus zwischen dem Subjekt, d. h. der menschlichen Psyche und dem Objekt, d. h. der Wirklichkeit, überwunden werden könnte. Die Lösung dieses Konflikts sahen sie in der Einwirkung des Subjekts aufs Objekt, d. h. in einer Vermittlung durch die menschliche Praxis, die menschliche Tätigkeit. Im Zentrum dieses Konzeptes steht also die kommunikative Tätigkeit und ihr Zusammenwirken mit der geistigen Tätigkeit.

In psychologischer Hinsicht gibt es nach M. Heinemann und W. Heinemann (2002, 87) mehrere Phasen der kommunikativen Tätigkeit:

- Phase der Motivierung (z. B. Ausgangssituation: Straßenlärm, geschlossene Fenster);
- Phase der Zielorientierung (Antizipation des Zustands der Ruhe);
- Phase der inneren Programmierung (Aktivierung von spezifischen Mitteln zum Zweck der Bildung von Text);
- Phase des Vollzugs (z. B. Äußern von Bewusstseinsinhalten in der Form des Anforderungstextes und Partner-Reaktion: Aufstehen vom Stuhl, Schließen des Fensters).

Die schriftliche und mündliche Kommunikation läuft mit Hilfe von Texten ab und deshalb hält die gegenwärtige Sprachwissenschaft den Text für die höchste sprachliche Einheit. Texte sind in keinem Fall nur lineare Folgen von Sätzen. Der Text ist die Kommunikationseinheit, deshalb kann man die Textanalyse in den Kommunikationsprozess einordnen. Immer ist es notwendig zu beachten, dass die sprachliche Kommunikation eine zielbewusste menschliche Tätigkeit ist.

In der Anfangsphase der Linguistik wurde die Textdefinition grammatisch begründet. Texte wurden als transphrastische Ganzheiten, als Satzverknüpfungen und als Pronominalisierungsketten bezeichnet (vgl. Mandelíková 2015). In der Gegenwart betont man das Zusammenwirken von pragmatisch-kommunikativen und kognitiven Merkmalen. Als Grundbegriff der Textlinguistik bezeichnet der Text vor allem eine monologische schriftlich fixierte sprachliche Einheit, die als sinnvolle kommunikative Handlung rezipiert wird. Texte sind durch eine satzübergreifende sprachliche Form bestimmt, in der Handlung und Inhalte ausgedrückt werden. Neuere Theorien betonen den prozessualen Aspekt stärker und bestimmen den Text als Schnittstelle in einem intertextuellen Kommunikationsprozess. Wir stellten fest, dass außer der Grammatiktheorie sowie der Handlungs- und Kommunikationstheorie eine bedeutende Rolle für die Erklärung der Textphänomene hauptsächlich folgende Disziplinen spielen: Kommunikationsforschung, Psychologie, Soziologie und Pädagogik. Der Fortschritt der Textlinguistik hat Bedeutung für das ganze Sprachsystem.

Literatur

- Austin, John L. (1962): *How to Do Things with Words*. Cambridge [deutsch: *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 1972].
- Beaugrande, Robert A. de–Dressler, Wolfgang U. (1981): *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Bočáková, Oľga–Lincényi, Marcel (2013): *Úvod do sociálnej a politickej komunikácie*. Trenčín: Trenčianska univerzita Alexandra Dubčeka v Trenčíne.
- Busse, Dietrich (1992): *Textinterpretation*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gülich, Elisabeth–Raible, Wolfgang (1977): *Linguistische Textmodelle. Grundlagen und Möglichkeiten*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Harweg, Roland (1968): *Pronomina und Textkonstituenten*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Heinemann, Margot–Heinemann, Wolfgang (2002): *Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Heinemann, Wolfgang–Vieweger, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Helbig, Gergard (1986): *Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- Ihwe, Jens (1972): *Linguistik in der Literaturwissenschaft. Zur Entwicklung einer modernen Theorie der Literaturwissenschaft*. München: Mayrischer Schulbuch Verlag.
- Ingarden, Roman (1965): *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Mandelíková, Lenka (2012): *Analýza a interpretácia odborného textu (so zameraním na technický text)*. Trenčín: Trenčianska univerzita Alexandra Dubčeka v Trenčíne, Fakulta špeciálnej techniky.
- Mandelíková, Lenka (2015): *Eine theoretische Darstellung der Textlinguistik*. Wien/Berlin: Mercur Verlag.
- Motsch, Wolfgang (1987): *Zur Illokutionsstruktur von Feststellungstexten*. *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 40, S. 45–67.
- Motsch, Wolfgang–Vieweger, Dieter (1981): *Sprachhandlung. Satz und Text*. In *Linguistische Studien*, Stuttgart, S. 124–154.
- Searle, John. R. (1969): *Speech Acts*. Cambridge [deutsch: *Sprechakte*, Frankfurt 1983].
- Vajičková, Mária (2007): *Theoretische Grundlagen stilistischer Textanalyse*. Bratislava: Univerzita Komenského, Filozofická fakulta.
- Van Dijk, Teun A. (1980): *Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung*. München: Max Niemeyer Verlag.
- Van Dijk, Teun A.–KINTSCH, Walter (1983): *Strategies of Discourse Comprehension*. NewYork–London: Academic Press.
- Vieweger, Dieter (1976): *Semantische Merkmale und Textstruktur*. In *Studia grammatica. Probleme der Textgrammatik*. Akademie-Verlag, S. 195–206.
- Wittgenstein, Ludwig (1979): *Filozofické skúmania*. Bratislava: Pravda. Preložil František Novosad (deutsch: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 2003).
- Wunderlich, Dieter (1973): *Sprechakte*. In *Funk-Kolleg Sprache. Eine Einführung in die moderne Linguistik*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 113–123.

The Stage Curtain as an Emblem in the Theatre of the Kingdom of Hungary at the End of the 18th Century

Pintér, Márta Zsuzsanna

Abstract

During the Baroque and Classical periods, stage curtain vehicles had emblematic contents. The symbols of the grand drape provide the spectators guidance of the nature of the theatrical world in general and it can also show the artistic programme of a theatre. The issues of national identity were also expressed on the curtains: the grand drape of the theatre of Pest (1794) presented the identity between the Huns and the Hungarians. This national identity was supplemented by the local urban identity on the curtain in Szeged (1800). The stage curtain of the German theatre of Pest (1813) was also made in a national spirit; however, it also emphasised general political values.

Key words: 18th century, theatre, stage curtain, national identity, symbols

During the Baroque and Classical periods, stage curtain vehicles had emblematic contents; it was one of the first means of a theatre company to communicate with the public. Symbols on the grand drape provide the spectators guidance of the nature of the theatrical world in general (be it theatre props, masks, ornaments, theatre-pillars or the muse of the theatre and alike) and it can also show the artistic programme of a theatre. In 1776, for instance, the authentic front curtain of the uniquely preserved baroque theatre of Český Krumlov (still hosting baroque theatre presentations nowadays) was created in accordance with the following iconological design: in the centre (Pallas) Athena, goddess of wisdom and war, is represented floating in a helmet and with her aegis above a triumphal column, holding a wreath in her hand, while her spear is held by a little putto. Busy little putti are seen below her (one of them scrutinises the sky with a telescope, another one sets up a monument with a Greek inscription on it, on the side one of them prepares a wreath, and two of them draw intently in the background); next to them the attributes of sciences can be seen: a globe, compasses, callipers, a foot rule, a map and some books. On the left side of Athena, the Pegasus can be seen high in the sky, and there is a little putto pouring out a cornucopia upon the Earth, meanwhile two other little putti are playing on the other side of the goddess.

Athena, the goddess of wisdom and fine arts can also be found in the centre of the iconological programme of the grand drape of the first Hungarian professional company, which was founded in 1790 upon the initiative of Hungarian intellectuals and art-loving aristocrats. The actors were young law students, teachers, clerks, who largely brought the actresses with them from their own family. The company did not have a single person as their leader but a four-membered committee was in charge of management. However, the *primus inter pares* (the first among equals) was László Kelemen (1762–1814), who drafted the company's submissions and applications, and translated 14 plays into Hungarian for the use of the company. In Hungary (which was part of the Habsburg Empire

at that time) there was no professional Hungarian language company in existence until 1790. (Kerényi, 1990, 61–83.) However, German companies played regularly from the beginning of the 18th century in cities where a native German-speaking population lived (e.g. in Kassa/Košice, Győr, Pozsony/Bratislava, Nagyszeben/Sibiu), and in 1776 they also had a theatre built in Pozsony, the capital of the country. In the aristocratic private theatres (in Esterháza, for example) Italian and French companies were also regularly invited to perform. (Kerényi, 1990, 28–35). From the 1770s the demand was increasing for a permanent theatre building and for a Hungarian company in Pest-Buda too, as the old capital becoming more and more Hungarian-speaking. The only university of the country and government offices operated here and a number of aristocrats in the neighbourhood started to have palaces built in the city. The *Magyar Játsszók Társasága* (Society of Hungarian Theatre Companies) did their best to strengthen the Hungarian-language theatre in Pest-Buda, but they did not have their own permanent location where they could play. Though Joseph II had a theatre built in the Castle of Buda¹, German companies played in the Várszínház (Castle Theatre), and the Hungarian company was allowed to play only on days left free by the German troupes, so they set up a theatre for themselves in Pest, in the Rondella, the ruined and abandoned bastion of the city wall. In these circumstances, the stage curtain, designed with the purpose to distinguish the company from the German one, was extremely important since it was a sign (and a message) to the public to express national identity as well.

The description of the curtain has been preserved in the company's inventory of 1792: "1. The front curtain, i.e. the grand drape, on which Apollo has the Sciences, formerly hung on manacles, in front of him; being ashamed of the filth on them, he cleans them, gets a soul from the spring of Wisdom and laureates it. This is on the right hand side. On the left, two ancient Heroes admire the changes of Old Times due to the New Era, and they are ready to defend the enlightened era under their old shields, with their old arms until their last breath. And this curtain is movable, that is to say it can be drawn in and out by means of cords on iron rings."² Two questions arise in connection with the above description: who could design the curtain and what was displayed on this stage curtain, which has not survived and of which we do not have any pictorial memories? Unfortunately, we have very few tangible records from this early stage of the history of Hungarian theatre anyway, hardly anything except for some props, some drawings on the company members and a painting.

According to the description, on the left of the figure of Apollo two Hungarian historical heroes ("ancient heroes") are presented (there might have been some other minor scenes on it but the inventory maker did not consider it important to make a record of them). The question is who could be the two heroes? One would probably be Attila, King of the Huns. He could be depicted on the tableau representing sciences and fine arts because from the 1770s (in terms of identity between Huns and Hungarians) Attila was

¹ He had the former Carmelites convent building reconstructed by Farkas Kempelen (1734–1804), who was an excellent engineer and polymath, and was known by his contemporaries as the inventor of the chess-automat. See: Nikléczy-Olaszy 2004, 111–120. p.

² „1. Az első, vagyis rekesztő Kortina, melyben Apolló az eddig bilintseken tsüggő Tudományokat maga eleibe bocsájtván, szégyenli azoknak salakját, tisztítja tehát azokat, a' Böltességnek forrásából való ízt eszközöl, és Borostyánnal koszoruzza; Ez jobbról. Balról: Régi két Hérosz tsudálja az Új idő által az Onak lett változását és kész a megvilágosodott időszakaszt hajdani paizsa alatt régi fegyverével utolsó pihenéséig védelmezni. És ez a' Kortina gyakorolható, az az zsinegeken s' vas gyűrűkön vonattatik." Inventarium, 24th July 1792., The Ráday Archives of the Calvinist Diocese of Dunamellék, documents of Pál Ráday III and Gedeon Ráday IV, C/64-11b. Theatre company documents 1790–1859, Box no. 173.

portrayed as a great monarch who had loved fine arts and sciences, and he was considered to be a king spreading Hungarian language and culture. (Debreczeni 2012, 72) With reference to the historical work of the rhetorician Priscus of Panium: "The Hungarian Verse was already highly appreciated under the reign of Attila." (Debreceni 2004, 27.)³ In 1788 the poet János Batsányi (1763-1845) wrote the following in the introduction to the review of *Magyar Museum*: "even in the era of *Attila* we had our *Tyrtaeus* and *Bards*, who glorified the victories of the Hungarian arms and stimulated our valiant youth to follow their forefathers to defend their homeland and their freedom."⁴ It is very interesting to note that in 1772, in the Pauline Grammar School in Pápa, students performed a similar series of scenes entitled *Uj és Régi Magyar-ország, melyet Comediai Játékképpen Le-ábrázolt az Ötödik és Hatodik Iskolabéli Iffiúság* (New and Old Hungary shown in a play performed by the Fifth and Sixth Year Students of the School).⁵ The presentation we only know the playbill hereof was to show "how much the New Hungary has outdone the old one [...], and for this it was conceived that Attila, Tetricus and Macrinus, woken by Mercury's staff, came to see the Country" from the hades, the netherworld kingdom of Pluto („mennyre fölyüI-haladja az Uj Magyar-Ország a' régít, [...] mellynek folyamottýára a' költetik, hogy Attila, Thetricus és Macrinus, Mercurius veszszeje által fel-ébresztetvén ez Országnak vizsgálására ki-jöttek légyen"). The three heroes see with astonishment the evolution of sciences (especially that of war sciences) and of schools, and Attila has to acknowledge that this world is better and nobler than the one he lived in, and he is reluctant to return to the netherworld. The play perfectly shows the interlacements and the relationship between school acting and professional theatre. László Kelemen was a student in the Piarist Grammar School of Pest, where plays were performed on a regular basis. The other actors acquired their first stage experience in Protestant boarding schools. Plays on the history of Hungary were very important in school acting; we know about more than 500 presentations staged on the great heroes and on the events of the history of Hungary. (Varga-Pintér, 2000) The topic of the relationship between Huns and Hungarians was started to be spread by the Jesuits. From as early as the beginning of the 18th century, epic poems in Latin and historical works were created to depict Attila, and his cult became more and more prevalent. (Szörényi 1993, 54-64, 69-82, 94-106.) Initially, the professional company wanted to build its repertoire on Hungarian historical plays, but later comedies and musical plays became the dominant elements of the repertoire. A reference to Attila and the evocation of the glorious national past have appeared in the very first vade-mecum of the company, where in the inaugural programmatic poem the troupe calls the audience the grandchildren of Attila. (Teátromi zseb-könyvecske, 2.)

If we accept this image as the imprint of the company's artistic objectives and thinking of the theatre, it must be said that the presentation of the heroic past with artistic means, that is to say the promise of historical plays can be found in this programme from the beginning.

The majority of the painted backdrops and scenery drapes found in the inventory of the company were also made for the presentations of historical plays: a goal, a palace, a street, a peasant room and a forest are included in the painted background drapes.⁶

³ „A Magyar Verseknék már nagy kedvességek vólt Átilla idejében.” Ed. modern: Debreczeni 2004.

⁴ „az Attila' idejében-is vóltak Tyrtaeusink 's Bárdussaink, kik a' Magyar fegyver' diadalmaít énekekkel magasztalták, 's nevekédő Vitézeinket Attyaik' követésére, 's Hazájok', szabadságok' védelmére, gerjesztették.” Debreczeni 2004, 9.

⁵ Locality of the playbill: Országos Széchényi Könyvtár, Színháztörténeti Tár, Pro. 112. Modern edition: Varga 1990, 65-70. Recently on the play: Pintér 2014, 62-67.

The company was disbanded in 1796 leaving serious debts behind; consequently the props and the sceneries were sold at an auction. More than one reason led to the dissolution: the theatre did not manage to attract wealthy spectators, the majority of them bought a season ticket to the German theatre, where important operas were played as well. At the presentations of the Hungarian company mainly only the gallery and the pit were occupied, that is to say the cheapest seats, but as they had to compete with the repertoire of the German companies, they were forced to present musical plays with rich scenery even beyond their power. (Belitska-Scholtz-Somorjai 1995) As they performed very expensive presentations, the company's loss was encoded, which was aggravated by the absence of plays in Hungarian, the incompetence of the members, quarrel, jealousy and intrigue within the company. Several playwrights, supporters and actors of the company (Ferenc Kazinczy, László Szentjóni Szabó, Ferenc Verseggy) got involved in the freemasonic conspiracy led by Ignác Martinovics against Leopold II, King of Hungary, called the "Hungarian Jacobin movement" the members of which were beheaded or imprisoned (Benda 1988, 129-136). After 1795, censorship became stricter and the possibilities of social publicity were restricted, so the Hungarian company in Pest-Buda ceased to exist. Some of the members went on to pursue their acting career in Kolozsvár (Cluj-Napoca). In 1799, László Kelemen reorganised the company in Nagyvárad (Oradea) and had great success in several Hungarian towns. However, this company was also operating at a loss; therefore this one also had to be dissolved in 1801.

Although the Hungarian theatre was built in Pest-Buda only in 1837, rural towns had sought to provide Hungarian companies with a place to play in.

On 30 August 1799 in Szeged, the foundation stone of the new town hall according to the plans of István Vedres (1765-1830)⁷ and János Swörtz was laid. A theatre hall was also designed in the building. Having heard the news, László Kelemen went to Szeged with his company in April 1800. The theatre hall was not finished yet; therefore they played in a disused church, then in a granary. (Sándor 2007) They gave 13 presentations in the city until 18 May 1800. (Sándor 2007, 36-37). Their repertoire consisted of sentimental comedies, comedies and musical plays, but the last week (when there was no real financial risk) two historical plays were also included in the programme: on 24 May *Artaxerxes* by Pietro Metastasio translated into Hungarian (supplemented with a real sentimental comedy subtitle: *Artaxerxes or the one sacrificed for war purposes*) and on 25 May *Mátyás király* (*King Matthias Corvinus*) by László Szentjóni Szabó (1767-1795). The company left Szeged on 2 June but as we can read it in a letter, before leaving Kelemen had discussed with architect Vedres the decoration of the new theatre hall, viz. the allegoric scene of the stage curtain. Kelemen had a good reason for trying to conceive (or at least influence) the iconological design of the curtain as he had the plan to rent the new theatre hall, but the rent exceeded his financial possibilities, so the hall was rented by a citizen of Szeged, György Kovács, who leased it to German companies during the first few years. "Kelemen's participation in the design of the stage curtain is a sign of the fact that he had long-term plans in Szeged. The fact that nothing came out of it is doubtlessly due to his poor financial situation as he was not competitive at the auction for the rent of the theatre hall." (Sándor 2007, 44.)

According to László Kelemen's plans the alter of the homeland stood on one side of

⁶ *Inventarium, work cited.*

⁷ A play written by Vedres: *A haza szeretet; avagy Nemes Szeged Városának a törököktől való elvétele. Azon város történetiből kivett négy részből álló vitézi játék.* Írta Veres István. Ugyan ott Szegeden nyomtatott Grün Orbán által. 1809.

the stage curtain; the town of Szeged symbolised by a female figure offered a sacrifice on it. *On the other side: the altar of Janus (but it is not really drawn), whose double face connects the old and new times; Minerva makes merry with her muses; one of them points towards the Temple of glory where Hercules, Attila, Fridrik (Frederic), József (Joseph) and Mátyás (Matthias) try to appear on various roads (but this is not exposed on it either). In the distance Mounts Parnassus and Helicon can be seen, where the springs of the winged Pegasus and Castalus are depicted.* The image would have been completed with the sirens and the Harpies, and the fortress of Szeged could have been seen on it as well. (Kerényi 1987, 52–54, Sándor 2007, 44.)

We can see that the composition of the stage curtain, just like in Pest, was based on the simultaneous presentation of the *new* and the *old*, and here as well “the ancient heroes” appear in the image, so it is probable that the stage curtain from 1790 was also designed by László Kelemen. In this context, on both stage curtains the theatre is the symbol of *modernity*, i.e. of new times. This is interesting because in the discourse of the history and the theory of the theatre of this period the ancient character of the theatre and its relationship with Greek myths appear as an unquestionable value, as the utmost quality in the arguments for the theatre.

The other element is the emphasis on *sacredness*: supporting dramatic art is a sacrifice on the altar of the homeland. Kelemen, who personally went to Kolozsvár in 1792 to set up a company there and whose newly formed troupe was partly made up of actors in Kolozsvár, meant to emphasise the universality of the theatre and the unity of the theatres of the two home countries (Transylvania and Hungary) with the double altar; perhaps he also intended to highlight the legal continuity that he claimed (on account of the two companies in Kolozsvár and in Pest). The other elements of the tableau do not go beyond the iconological conventions of the fields of Helicon (muses, the spring of Castalus, Pegasus).

The Pantheon drawn by László Kelemen is embarrassingly diverse and astonishing for a modern reader. But since he puts the shielded and helmeted Minerva, instead of Apollo, in the centre of the composition, he manages to create a connection between the heroes heading for the “Temple of glory”, who are glorious warriors in themselves. Hercules is the “prototype” of heroes, so he is the mythological archetype of a number of figures from the History of Hungary: that of Saint Stephen, the first King of Hungary, vanquisher of the pagans and that of the heroes fighting against the Turks: István Dobó, the captain of the fortress of Eger in 1552 and Miklós Zrínyi, the defender of the fortress of Szigetvár in 1566; in the spirit of the identity between the Huns and the Hungarians, Attila is the representative of the glorious national past (Demeter 2015). There is a text fragment from a play written by the poet Dániel Berzsenyi, (Berzsenyi 2011, 170–186) in which the main character is Koppány (alias Kupa), leader of the rebellion against King Saint Stephen and head of the pagan Hungarians. (Kerényi 1997, 10–17.) In Act II “the simulacra of Hercules and Attila” (Berzsenyi 2011, 177.) can be seen on the stage and they have a dramatic function as soon as Scene 2: “*A wizard holding lamps in his left hand and a halberd in his right, lights two lamps in front of the statues of Hercules and Attila, which become visible at once.*” The Wizard also explains that Hercules and Attila are “the gods of our forefathers”, therefore the pagans are to worship them. Kupa’s son, Bárdos, however abhors idols (“Most ferocious monsters on Earth! Your throne is made of human bones, human blood is your nourishment, wailing is your hymn.”⁸) He says to Kupa: “a nation with a gentle behaviour is happier in slavery than a wild one in the greatest

freedom”.⁹ This fragment also proves that the figures of Hercules and Attila were related together by contemporary men-of-letters, and on the basis of all evidence we know about we have to think that the two heroes on the stage curtain from 1790 must have been Hercules and Attila. Fridrik (Frederic II the Great) and Joseph (Joseph II) however symbolise the modern era. Being two great figures of the enlightened absolutism, they are the heroes of the present (or to be more precise, of the recent past). How does King Matthias Corvinus (1453–1490), having lived long before, get next to them? And why does László Kelemen point at him out of the range of the monarchs of Hungary? Upon opting for King Matthias, Kelemen must have had the image of this King which was depicted by László Szentjóni Szabó in his play (*Hunyadi Mátyás, avagy a nép szeretete jámbor fejedelmek jutalma/Mátyás Hunyadi or the love of the nation for its pious monarch*): the image of a sensible and enlightened statesman, so in this respect Frederic, Joseph and Matthias are the representatives of the same type of monarch. László Szentjóni Szabó, who died in the gaol of Kufstein (Austria) in 1795, wrote the play in 1792 in German and in Hungarian on the occasion of the coronation ceremony of Leopold II. (Szentjóni 1792, Szentjóni 1995.) The play expressed what the pro-Joseph intelligentsia expected from the new monarch. However, it is not a mere political thesis play because it also shows some generic features of sentimental comedy, a popular dramatic genre in the period. In Acts II and III, when Matthias gets into focus as the prisoner of the king of Bohemia, the action virtually stops, the narratives of the passive hero bring the dialogues closer to monologues, and the dramatic core only consists of Matthias’ probe. In the figure of Matthias the sensible type of man appears, who is the ideal of a good monarch. The play simultaneously shows the characteristic features of an enlightened political play and those of a sensitive comedy (Nagy 1993, 34–44.).

Finally, the theatre hall in Szeged was inaugurated on 25 November 1800. (Sándor 2007, 39.) As “*the excellent creator of the theatre and its hall was Mr. Nessentaller, the painter and mechanic already well-known by his similar works in Linz, Vienna, Pest and Temesvár*” (as the *Magyar Kurír* reported it¹⁰), it is not inconceivable that the stage curtain drafted before was created by him, though we have no records on this.

Ten years later, the issue of constructing a new, representative theatre building in Pest was seriously raised. According to the plan, statues or more precisely a group of statues were to be placed on the façade of the building, by means of which the spectator arriving in front of the theatre was to meet the elements of Greek mythology in accordance with the artistic ideal of Classicism: in the middle of the portal there was Apollo sitting, next to him Thalia and Calliope were on their knees, while the standing Melpomene pleaded Apollo for help. (Kelényi 1934, 15.) The statues in the alcoves presented Terpsichore, Clio, Euterpe and Polyhymnia (Kádár 1923, 6–7.). The figure of Clio also appeared on the “main front drape” of the theatre; Joseph von Abel, an academic painter in Vienna, was entrusted with the creation hereof. The following agreement (Kádár 1923, 6–7.) on the iconological programme was concluded on 13 March 1810: “on a quadriga drawn by lions and driven by the genius of Virtue, the guardian spirit (genius) of Hungary is displayed taking his way towards the Temple of fine arts. Next to Virtue, Patriotism and Abundance are seated; the latter holds the products of the country in his cornucopia. The chariot is escorted by the geniuses of Bravery, Hospitality, Legal Order, Diligence,

⁸ “Legvérengzőbb szörnyei a földnek! A ti trónusotok embercsont, a ti eledetek embervér, a ti himnuszotok jajgatás!” BERZSENYI 2011, 183.

⁹ “egy szelíd erkölcsű nép a szolgaságban boldogabb, mint egy vad a legnagyobb szabadságban”, BERZSENYI, 2011, 185.

Sciences and Happiness. Above the group of statues floats Eternity, who is kindly received on the steps of the temple by the muse of Acting. In the foreground, next to the genius of Time, the muse of History is seated, who is busy recording the events; at his feet there are children, flowers and wreaths". (Kelényi 1934, 16.) The scenery was made by Janitz Johann, dramatic painter of the Court. Apart from a *modern interior, a bourgeois room and a peasant one, a coastal harbour, a rocky landscape, a cave* there were a number of scenery, which were needed for the presentations of the historical plays: "a princely cabinet", "a triumphal arch", "a Turkish interior, "a gaol", "a fortress", "a Gothic hall", "a Gothic interior" and "a camp with tents". (Kelényi 1934, 16, Kerényi 2004, 71.) The theatre opened in 1813, the first performance was *Szent István magyar király*, a play by Kotzebue about Saint Stephen, King of Hungary, the overture of which was composed by Ludwig von Beethoven.¹¹ A great variety of sources had to be used to be able to reconstruct the designs of these three stage curtains and their ideological background. However, by means of dramatic texts, letters, theatre vade-mecums and inventories, we managed to draw the stage curtain of the first Hungarian company and we succeeded in decoding the characters included in its iconological programme. It can be clearly seen that antique mythology as well as connecting the theatre to other branches of fine arts and sciences receive an important role in all three stage curtains. However, the issues of national identity were also expressed in the curtains: the grand drape of the theatre of Pest presented the identity between the Huns and the Hungarians, thus the glorious *national past*, but it also displayed the idea that national culture (and the theatre within that) was the pledge of the *nation's future*. This national identity was supplemented by local urban identity in Szeged, which confirmed in the spectators the symbolic places of the city, the female character representing the city, that is to say local values and thus local patriotism. The stage curtain of the German theatre of Pest was also made in a national spirit, but it emphasises the general political values (Bravery, Legal Order, Diligence, Sciences). There is, however, an allegory in the curtain which is directly related to King Saint Stephen and the creation of the Hungarian state, and this is the allegory of Hospitality. In his work entitled *Intelmek (Fatherly advice, 1030)* written to son Prince Imre, King Saint Stephen lists ten pieces of advice, the sixth of which is on "Hosting and treating guests" („A vendégek befogadásáról és gyámoltásáról"). According to the monarch, the future king (who tragically died two years later) was to treat foreigners well, was to receive guests and strangers (that is the German hospitiēs) "because a country of one language and of one tradition is weak and frail".¹² It is the unitedness of the empire and not that of the nation which is emphasised by this idea, which is to say that it suited better the political orientation of German citizens than the national ideology based on Hun-Hungarian identity.

Literature

A vándorszínészettől a Nemzeti Színházig (1987): *A vándorszínészettől a Nemzeti Színházig*. ed. Ferenc Kerényi. Budapest: Szépirodalmi.

Árpád-kori legendák és intelmek (1983): *Árpád-kori legendák és intelmek*. ed. Géza Érszegi. Budapest: Szépirodalmi.

¹⁰ „a teátrumnak és szálának tökéletes előkészítője, az a Linzben, Bécsben, Pesten és Temesváron is hasonló munkái által nevezetes piktör és mekhánikus Nesselaller ur", *Magyar Kurír*, 10th Dec 1800 and *Magyar Kurír* 13th Jan 1801.

¹¹ The title precisely: August Kotzebue: *Ungerns erster Wohltäter. Ein Vorspiel mit Chören*. Zur Eröffnung des neuen Theaters in Pesth verfaßt von August von Kotzebue, in Musik gesetzt von Ludwig van Beethoven, aufgeführt den 9. Febr. 1812, Pesth 1812. Recently on the play: BALOGH 2006, 308–316.

- Balogh (2006): Balogh F. András, *Szent István alakja és a német irodalom történelmi diskurzusának változása a 18-19. század fordulóján.*, In „Hol vagy István király?” („Where are you, King Stephen?”) – A Szent István-hagyomány évszázadai, ed. Sándor Bene. Budapest: Gondolat, 308–316. p.
- Belistska-Scholtz-Somorjai (1995): *Deutsche Theater in Pest und Ofen, 1770-1850*, normativer Titelkatalog und Dokumentation. hrsg. Von Hedvig Belistska-Scholtz und Olga Somorjai, unter Mitarbeit von Elisabeth Berczeli und Ilona Pavercsik, Budapest: Argumentum.
- Benda (1988): Kálmán Benda, *Hungary In Nationalism in the Age of the French Revolution*, edited by Otto Dann, John Dinwiddy. London: Hambledon Press, 129-136. p.
- Berzsenyi (2011): *Berzsenyi Dániel prózai munkái.* ed. by Gergely Fórizs. Budapest: EditioPrinceps, (Berzsenyi Dániel összes munkái, ed. of coll. Mihály Szajbély.)
- Debreczeni (2004): *Magyar Museum* [Első folyóirataink I.], publ. Attila Debreczeni, Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó.
- Debreczeni (2012): Debreczeni, Attila *Nemzeti nagylét, nagy temető és Batsányi (Egy nemzeti narratíva formálódása)*, *Studia Litteraria*, 2012/1–2, year LI. 68–88. p.
- Demeter (2015): Júlia Demeter, *Paths between the real and the Unreal: Allegories ont he Jesuit Stage In Baroque Theatre in Hungary: Education and Entertainment.* ed. Júlia Demeter. Budapest: Protea, 108–123. p.
- Kádár (1923): Jolán Kádár, *A pesti és budai német színészet története 1812–1847*, Budapest.
- Kelényi (1934): Ottó B. Kelényi, *Gazdaságtörténeti adatok a pesti Német Színház építéséhez (1808-1812)*, Tanulmányok Budapest múltjából, II. Klny. Budapest.
- Kerényi (1990): *Magyar színháztörténet 1790–1873 (History of Hungarian Theatre)*, ed. Ferenc Kerényi, Budapest: Akadémiai, 1990.
- Kerényi (1997): Ferenc Kerényi, *Berzsenyi Dániel drámatörredéke: A somogyi Kupa*, BÁR, II. 1997, 10–17. p.
- Kerényi (2004): Ferenc Kerényi, *A színház mint társaséleti színtér a 19. századi Budapesten*, Budapesti Negyed, 2004/4. no. 46.
- Nagy (1993): Imre Nagy, *Nemzet és egyéniség*, Budapest: Argumentum, 34–40. p.
- Nikléczy - Olasz (2004): Péter Nikléczy, Gergely Olasz, *Kempelen's speaking machine from 1791: possibilities and limitations. (Recovering a 200 year-old technology)*. Grazer Linguistische Studien 62, eds.: Mária Gósy and Hans Grassegger. 111–120. p.
- Pintér (2014): Márta Zsuzsanna Pintér, *Három dokumentum Ányos Pál iskolaéveihez*, In „Édes érzékenység” *Tanulmányok Ányos Párról.* ed. Pintér Márta Zsuzsanna. Budapest-Veszprém: Gondolat- PE MFTK, 62–67.
- Sándor (2007): János Sándor, *A szegedi színjátszás krónikája, Thespis szekeren, 1800-1883*, Szeged: Bába, Electronic version: http://www.sk-szeged.hu/statikus_html/digitalis/szinhasz1800/impresszum.html (downloaded on 21th April 2015.)
- Szentjóni (1792): Szentjóni Szabó László, *Mátyás király, vagy a nép szeretete jámbor fejedelmek jutalma: Nemzeti érzékeny játék három felvonásban: Azon alkalmatosságra, midőn Ferentz Budavárában jún. 6. 1792. magyar királylyá koronáztatott*, Buda: 1792.
- Szentjóni (1995): *Szentjóni Szabó László Összes Művei*, sajtó alá rend. Debreceni Attila. Budapest: Nemzeti, 37–201. p.
- Szörényi (1993): László Szörényi, *Hunok és jezsuiták*, Budapest: AmfiPressZ.
- Teátrumi zseb-könyvecske az 1795-as esztendőre*, Budapest, National Széchényi Library's Manuscripts Archive, Quart. Hung. 78. 2.
- Varga (1990): *Pálos iskoladrámák, királyi tanintézmények, katolikus papneveldek színjátékai*, ed. and publ. Imre Varga. Budapest: Akadémiai. (RMDE XVIII. 3.)
- Varga-Pintér (2000): Imre Varga, Márta Zsuzsanna Pintér, *Történelem a színpadon, [History on Stage. 17th-18th Century School Dramas about Hungarian History]*, Budapest: Argumentum.
- Zsoldos (2001): *Saint Stephen and His Country: A Newborn Kingdom in Central Europe – Hungary.* ed. Attila Zsoldos. Budapest: Lucidus.
- He had the former Carmelites convent building reconstructed by Farkas Kempelen (1734–1804), who was an excellent engineer and polymath, and was known by his contemporaries as the inventor of the chess-automat. See: Nikléczy-Olasz 2004, 111–120. p.

Commercial Vocational Training in Fiume (1880–1918)

Nagy, Adrienn

Abstract

Very far from the centre of the state authority in the Austro-Hungarian Monarchy (nearly 300 kms from Hungary) Fiume (Rijeka) lived its everyday life as a multiethnic town in the turn of the nineteenth and twentieth centuries. Beside the Italian language spoken by most of the inhabitants in the town the Croatian and the German languages were used. Following the reattachment of Fiume to Hungary the above mentioned languages were supplemented by Hungarian language, which was seen as the means of transforming into Hungarian and at the same time the means of the desired assimilation by the Hungarian government. One of the primary means of the transformation into Hungarian and its scene was the school. The aim of the present research is, after the draft review of the antecedents of the Hungarian education introduced in elementary and secondary schools, to introduce the development of the secondary and higher trade schools, especially the discussions about the education in Hungarian. In addition, the research examined which social classes sent their children to trade schools and whether graduated students found jobs after school in the practical trade.

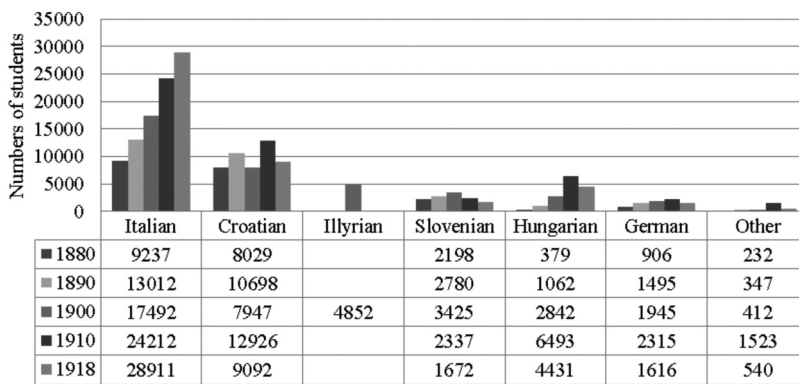
Key words: Fiume (Rijeka); History of Commercial Vocational Training; Commercial Colleges; Academy of Exportation; Multilingual; Austro-Hungarian Monarchy

1. Introduction

During the Croatian-Hungarian conciliation in 1868 the two parties failed to agree on the status of Fiume so the town was placed under the public administration of Hungary, and on 28 July 1870 the provisorium (temporary state) of Fiume was introduced (the county of Fiume was attached to Croatia, while the town of Fiume itself was attached to the Hungarian crown and by the suggestion of the Hungarian government it was placed under the administration of a governor appointed by the monarch) and it was maintained until 1918 (Katus 1979, 803; Hajdú 2013, 11). The Hungarian laws were expanded also for Fiume, but these were used taking into account the town's special relations. The administrative (town) statute providing a broad municipality elaborated by the town was approved by the Hungarian government in 1872, according to this the administration of the town cannot be modified without the reconciliation with the municipality led by the mayor (a 56-member representative body). The governor had a rather limited authority concerning the town matters (Hajdú 2013, 11–12; Simon P. 2013, 48). After the reattachment of Fiume to Hungary, larger economic, financial and infrastructural investments were carried out in the town, which thus went through a rapid development. The traffic of Fiume increased in a fast pace thanks to the spread of steam ships and port developments as well as the building of railway lines. Fiume devel-

oped into an important sea trade centre, the second fast developing town of Hungary after Budapest, while concerning the ship-and load traffic the town developed into the tenth port of Europe by 1913. Parallel to the economic development its population started to grow as well. While in 1850 its population was 10 568 persons, by 1869 it increased to 17 888, by 1914 it almost tripled to 49 806 (Pelles 2006, 29). In terms of the nationality composition of the population between 1880 and 1918 the number of Hungarians continuously grew (and the Hungarian government did everything for its sake), but they still represented only a small part of the total population (1.8%in 1880, 13% in 1910 and 9.6% in 1918).

Nationality composition of the population of Fiume



Source: Hungarian Statistical Yearbook: 1912, 1923, Pelles 2006.

The official language of the public administration and justice of Fiume was Italian as well as the language of social contact (the documents coming from Hungary were also translated into Italian; the attempt to introduce Hungarian in public administration did not work in 1899).

2. The first steps in Fiume to organize Hungarian language state schools

Although the education policy of the town in 1870 was placed under the control of the Hungarian Royal Religion and Public Education Ministry and the national assembly in Pest, the municipality of Fiume (the Hungarian ministries were in contact with the town's municipality through the governor) pursued to maintain its autonomy in case of school education. The paragraphs of educational policy approved by the municipality's representative body in June 1876 were tried to be harmonized with the regulations of the Act 38 of 1868 on public education valid also for Fiume (compulsory education, teacher qualifications, taught subjects, etc.) (S. Pallós 2012, 66). Fiume had a full autonomy in case of education. At the beginning of the 1870s the municipal elementary schools functioned in communal (7 schools), ecclesial

(6) or private (2) maintenance (Pelles 2006, 39). While the governor of Fiume supervised the Hungarian state schools (elementary schools, secondary girls' school, secondary trade academy) to be founded from 1875, then the superintendent from 1884. As far as the teaching language of the schools is concerned, the teaching language in the communal municipally maintained schools between 1870 and 1918 was Italian all the time; Hungarian was beside German and Croatian languages only as an optional language. Namely in communal elementary schools the law article 13 of 1879 on the teaching of Hungarian language did not come into force, though in case of denominational and private schools the Hungarian government wished to validate it, but its practical realization went very slowly, so in 1902 Gyula Wlassics, Minister of Religion and Public Education obliged schools by a regulation to teach Hungarian language as a subject. The inefficiency of Hungarian language teaching was due not only to the disinterest of Italian students (and their parents) and the resistance of schools, but also to the lack of teachers speaking both Hungarian and Italian and the lack of Hungarian school books (S. Pallós 2012, 260).

In 1875, the Ministry of Religion and Public Education decided to establish the first state Hungarian teaching public school. However, it is important to mention that initially, in state elementary schools, Italian was the language of teaching (while the Hungarian was a compulsory subject), because it was really difficult to employ – the already mentioned – teachers speaking both Italian and Hungarian. Having enough of the initial inefficiency of the efforts of transforming into Hungarian, from 1894 the Ministry obliged the institution to teach every subject in Hungarian in the state elementary school already employing Hungarian teachers – whose vast majority did not speak Italian at all, despite that only very few Hungarian students were in the school (13% of boys, 23% of girls had Hungarian mother tongue, see in details in Nagy A. 2014, 122). In 1894/95 only 5% of the 4193 compulsory school aged students of Fiume attending the town's schools (state, communal, denominational, private, but without the Croatian secondary grammar school) – had Hungarian mother tongue, according to contemporary statistics (Borovszky–Sziklay 1897; Nagy A. 2014, 121).

At the beginning of the 1890s, the irredentist movement representing the Italian national interests protested more and more often against the government's intensifying policy of transformation into Hungarian policy (e.g. contravention of the public administration autonomy). On the initiative of Earl Gyula Szapáry, governor of Fiume and with the support of Ágoston Trefort, the Minister of Religion and Public Education the secondary Hungarian Royal State Main Secondary Grammar School opened its doors in 1881. Trefort supported the founding of the school only on the condition that on the one hand the Hungarian language and literature subject is taught in Hungarian in the first class from 1881/82, and on the other hand teachers of Hungarian citizenship who can speak Italian well are employed, so that education could gradually become Hungarian (S. Pallós 2013, 179). Although the aim was to introduce education in Hungarian, the town did not have any other secondary grammar school in Italian, and due to the continuous protest from the parents of the Italian students (in 1898 only 19.2% of the students had Hungarian mother tongue) this could be realized only in 1912, after the establishment of the secondary gram-

mar school with Italian language of instruction founded by the town. Out of secondary state schools the Hungarian Royal Civil Boy School (the civil school based on four lower level elementary schools, four-year, mainly for those young people who wished to study further in teacher training schools, trade, industrial schools or for those stepping into the labour market and having lower officer jobs) was the first institution that was of Hungarian teaching from the year of its opening (Italian was also a compulsory subject). Even in civil schools it was a serious difficulty that even the enrolling Hungarian mother tongue students (35% between 1884 and 1917) could not read and write well in Hungarian, which made their studies more difficult, so from the school year of 1910 Hungarian language was taught in beginner and pre-intermediate groups separately (Nagy A. 2014, 123).

2.1. The fate of the secondary upper trade school (academy) in the second half of the nineteenth century

Beside the maritime academy, one of the most significant secondary schools of vocational education in Fiume was the Hungarian Royal State Trade Academy founded in 1881, which should not be mixed with the higher Hungarian Royal Exportation Academy founded in 1912. Namely in Hungary until 1895 nine institutions out of 37 secondary trade schools giving school leaving exam (from foundation or getting it in the 1880s) used the academy title following the Austrian example. The academies promised a higher standard of training (which was only realized partially), but the qualification given by them (trade school leaving exam) did not provide more than a certificate of other secondary trade schools, not in its name, not in the privileges to be gained by the school leaving exam (one-year military volunteering), not even in further education. The Ministry of Religion and Public Education paid close attention to both institutions of the port town filling a central role in trade. The main aim of the secondary three-year Italian language trade academy was to provide such knowledge for the would-be traders with which they could become good businessmen in practice and to educate young people who could be employed at international economic enterprises, in public administration or at any other offices (Mohovich 1885, 45). The Ministry of Religion and Public Education acknowledged the secondary trade academy as equal to other Hungarian secondary trade schools and modern schools by its decree of 37.584 dated on 13 November 1883. All this meant that qualification in a civil school was equal to the four secondary school qualifications from the point of view of public servant employment, and the secondary (then higher) trade school qualification based on civil school was equal to the eight secondary school qualifications gained at secondary grammar school/modern schools (Nagy 2000, 1314). Although the one-year military volunteering right could be provided only after getting the school leaving exam, in Fiume from 1885 it was taken into account that in Austrian secondary schools there was no school leaving exam, so the final certificate of the third year was also accepted to certify this (Mohovich 1885, 70). The syllabus of the school from 1885 was almost totally the same as that of the secondary state trade schools in Hungary.

¹² „mert az egy nyelvű és egy szokású ország gyenge és esendő”, *Árpád-kori legendák és intelmek* 1983, 59., notes: 201–204. See: Zsoldos 2001.

The use of the above mentioned academy title triggered a serious debate between the participants of Hungarian schools and the labour market. So after long debates pursuant to the decree issued by Gyula Wlassics, the Minister of Religion and Public Education in 1895 the names used so far, such as secondary-trade schools, trade academy, were ceased and the name of higher trade school was introduced consistently. Beside the trade academy in Sopron, which was also maintained by the state, the academy of Fiume was the academy that immediately lost its academy title pursuant to the decree and it functioned as the Hungarian Royal State Higher Trade School onwards. Regarding supervision there was also a change, since from 1895 it was not the superintendent, but directly the governor who controlled the school.

Italian was the language of teaching in the school from 1881, as well as in the secondary school. Sándor Riegler, director appointed in 1889 requested to launch a preparing class. He reasoned it because the students coming from Austrian, Croatian and Hungarian schools had serious language difficulties. Riegler claimed the following: “The language of teaching is Italian. This has been the case since the institution was founded and this does not have to be changed, not just because the autonomy of Fiume is provided by the law, but also because the majority of students graduating from this school are employed in this area and the language of trade and the sea is exclusively the Italian language” (Riegler 1896, 18). The launching of the preparing class was permitted in 1891. Those students who did not meet the entrance exam of for example Hungarian, Italian or German languages, could replace their language deficiencies in such a preparing class. In the school, students could choose from English, German, French and Croatian languages beside the compulsory Hungarian (Mohovich 1885, 46). The Ministry of Religion and Public Education urged the introduction of Hungarian language education. According to its decree 15.933 of the year 1903 Hungarian language was taught in groups (4-4 lessons per week), and for those who had enough language knowledge it was provided to learn History and Geography in Hungarian. From 1905, Physics, Chemistry and knowledge of wares were also taught in Hungarian. The Ministry provided state scholarship for students to know the international trade relations better (study tours abroad). From the school year 1906/07 on – as a result of the long debate of the Hungarian government – pursuant to the decree 15.933 of the Ministry, the language of teaching became Hungarian in every class (Riegler 1905, 34). Though the number of Hungarian language students grew continuously (on average from 15% to 42%), the introduction of teaching in Hungarian meant a serious difficulty for the school.

To stop the fall in the standard reflected in educational achievements, Italian-Hungarian bilingual education was tried, but there were not enough applicants to start separate classes. Therefore, teachers taught in language groups, but this could not stop the reduction of standard, either. The inhabitants of Fiume protested heavily against Hungarian teaching language and on the initiative of the director they called for a meeting in May 1911 in the governor's office, in which from the Ministry's side the royal director general of the higher trade schools, the ministry councillor, the town's superintendent, teachers of the trade school, members of

the trade chamber and the representatives of the local trade enterprises participated. Twelve people (teacher, trader, bank director, factory owner) commented on the question of teaching language, out of them 8 persons committed themselves to Italian teaching language, by calling attention to the fact that violent transformation into Hungarian cannot lead to results. The director argued in favour of Hungarian teaching language saying that 45% of the students are Hungarian and only 30% Italian. While others emphasized that the reason of the radical decrease of standard is to be sought in that the students do not understand the teachers' presentations so they do not see why the Italian language should be ignored, nevertheless, the language of local trade is Italian.¹

Though the Hungarian government strived that in its schools education should be carried out in Hungarian, the conditions of education in Hungarian language were hardly provided, so in practice it was only slightly realized. The majority of non-Hungarian students (if from the parents' side there was willingness to it) learnt the language usually with the help of private teachers, due to the deficiencies of school education. Many Hungarian mother tongue teachers left the town after experiencing the failure of teaching in Hungarian and pointless teaching, and this made it difficult to provide quality education.

2.2. The Academy of Exportation in Fiume

The commercial college called Hungarian Royal Academy of Exportation (HRAoE) was established in Fiume in 1912. The need for a higher-level commercial school was proposed by local people involved in commerce and by the teachers of the secondary commercial school already at the turn of the nineteenth and twentieth century. They agreed on expanding commercial education, but not so much on how it should be done. Some people were in favour of an institution related to the secondary commercial school, while others took a stand on establishing an independent institution. István Kritza, headmaster of the secondary commercial school, suggested establishing an independent, two-form academy of exportation.² In March 1912, the commercial unions operating in Fiume submitted a memorandum to the Minister of Commerce, requesting the foundation of a commercial college for the following reasons:

"Today, when there is an overproduction in theoretical sciences, the commercial and industrial professions are still in want of the educated class that could establish real, strong outgoing commerce and could protect and properly represent our commercial interests abroad. This need has brought about the Fiume Plan to found a higher-education school fully preparing for practical commerce. The main programme of the academy is to provide practical education for its students. There are already institutions in Hungary providing theoretical education in commerce, such as the commercial academies in Budapest and Cluj-Napoca;

¹ Jegyzőkönyv a fiumei állami felső kereskedelmi iskola újjászervezése tárgyában. [Minutes concerning the reorganisation of the State Upper Commercial School in Fiume], Deržavni Arhiv u Rijeci (DAR) 141 DS-10. 1. Fasc. 69331/1912.

² Jegyzőkönyv a fiumei állami felső kereskedelmi iskola újjászervezése tárgyában [Minutes concerning the reorganisation of the State Upper Commercial School in Fiume], DAR DS-10. Fasc.1.69331/1912.

*the academy in Fiume, however, would give purely practical, still high-standard commercial and economic education. Accordingly, it would be a special institution satisfying the needs of foreign trade, educating for work not as officials but as practical tradesmen.*³

In May 1912, the National Council for Industrial and Commercial Educational raised the question of establishing an academy of exportation in Fiume again, sketching out the planned organisation and curriculum (Fiumei Estilap 1912, 1–6). The board supported the idea in the end and accepted its organisation with slight modifications, even though some members disagreed and argued for a higher-standard theoretical education.⁴ The commercial professionals (industrialists, tradesmen), however, committed themselves on a two-year education, and assured the new institution that they would employ the college-leavers with higher starting salaries, and would even take an active part in the practical training. The Academy of Exportation was extremely popular already before its opening, as it was full up with students by the beginning of August 1912. There were 96 applicants, of whom 43 (including two girls) were admitted contrary to the planned number of thirty. The next year, there was a twofold over-application again.⁵ Apart from the fact that the government wanted the Hungarian foreign trade to be served by well-qualified young people, a rather important aim of founding this school was to 'Magyarise' the town. The academy was placed in the secondary commercial school in 1912. It had no regular teaching staff, so the teachers of the secondary school were paid by the hour to give classes at the academy. The headmaster, István Kritza, objected to this intolerable situation in his letter to the governor dated 16 November 1913, in which he stressed the necessity of a well-equipped, separate building and own staff of highly qualified teachers with salaries of college classing. *"Our institute will be able to reach scientific college standards only if it has teachers who can devote their complete physical and intellectual activity entirely to this institute, and the profession and duty of whom is to continuously observe and study not only domestic but also foreign economic conditions in order to incorporate the knowledge thus gained into their everyday lectures, and to set the course of the special operation of the new institute by their pioneering work as soon as possible.*"⁶

The Hungarian Ministry of Religion and Public Education rejected the request of the school of independent teaching staff, but it was not averse to extending the building of the secondary commercial school.⁷ The plans of the new building were

³ Kiviteli Akadémia [Academy of Exportation]. *Közgazdasági és Közlekedési Szemle*, [Review of Economy and Transport], 1912: 3/3, <http://huszadikszazad.hu/index.php?apps=cikk&cikk=6335&oldal=0>

⁴ Jegyzőkönyv a kiviteli akadémia tárgyában [Minutes concerning the Academy of Exportation], DAR DS–10. Fasc.1.1-110/1912.

⁵ Jelentés a Fiumei M. Kir. Kiviteli Akadémiának állapotáról és működéséről az 1912. évben [Report on the State and Operation of the HRAoE in 1912]. DAR DS–10. Fasc. 1 110/1912.

⁶ Kritza István levele a tanári kar szervezés tárgyában 1913. november 16. [István Kritza's letter concerning recruitment of a teaching staff, 16 November 1913], DAR DS–10. Fasc.1.245/1913.

⁷ A Fiumei M. Kiviteli Akadémia Tanulmányi Tanácsának 1913. április 28-án tartott iskolai jegyzőkönyv [Minutes of the meeting held by the Educational Board of the HRAoE in Fiume on 28 April 1913], DAR DS–10. Fasc.1.118/1913.

made ready, but they could not be carried out due to the war. Students who had passed a leaving examination at a secondary-school or commercial school, or had an equivalent leaving certificate issued by a military or agricultural or trade school, or had completed the naval academy, could apply for admittance to the two-form commercial college in 1912. From the school year of 1913/14, according to the Decree No. 95.104 of the Hungarian Ministry of Religion and Public Education, students who had taken a school-leaving examination abroad could also apply, as well as qualified lower-school teachers.⁸ The school acquired a reputation within a short time; therefore, it had applicants from several places.

The chief aim of the college was to educate persons having general and professional commercial, also practical knowledge and that of languages, who were able to engage in commerce at foreign (overseas) markets as well, with special consideration for the exportation and importation through Fiume (Kritzka 1915, 13). In order to reach this goal, the students could go on tours and two-month study trips in Fiume, also do field practice on the sites of firms operating there.

The students had to learn two languages as obligatory subjects, one of which was Italian for Hungarians and Hungarian for Italians. Additionally, all students could choose a third foreign language at the beginning of their studies (German, French, English, or Croatian). From the school year of 1913/14, the number of foreign language classes per week increased from three to four, while Italian was taught in eleven and each of the other two languages in four lessons a week for two years. The problems caused by the students' linguistic deficiencies were raised at almost every meeting of the Educational Board. The students took classes in economy, law, geography, technology, and commerce during the two years. Besides the theoretical subjects, there was great emphasis laid on practical education as well.

Owing to a 5000-crown support from the Hungarian Ministry of Religion and Public Education, eight first-year students could go on a summer study trip abroad at the end of the first school year (destinations: Frankfurt, Leipzig, Marseille, Antwerp, Hamburg, London, Genoa, Mannheim). The other students could familiarise with the main centres of international commerce during a 14-day study tour in Italy (route: Fiume, Ancona, Bologna, Genoa, Milan, Lake Garda, Venice, and Trieste). In the second semester, the students were on placement at one of the 13 commercial and industrial companies having a good reputation in Fiume. After the placements, the students had to take final examinations. In the school year of 1913/14, 23 out of the 35 second-year students passed the final exams. In the school year of 1915/16, however, there were only 23 students registering in the academy, contrary to the almost 100 applicants earlier. The reason for this is that after Italy entered the war on 23 May 1915, joining the Triple Entente, Fiume was declared an inside military area. Shipping, telegraphic and postal services were suspended, which made the operation of banks and companies unviable as well. Since shipping was suspended

⁸ Jegyzőkönyv a Fiumei Kir. Kivíteli Akadémia Tanulmányi Tanácsának 1913. évi november 12-én tartott üléséről [Minutes of the meeting held by the Educational Board of the HRAoE in Fiume on 12 November 1913], DAR, DS-10. 252/1913. 3.

on the territorial waters of the Monarchy already on 18 August 1914, the students of the academy could not go on a study tour abroad this year. Due to the difficulties caused by the war, there were not any new students admitted for the school year of 1916/17, and there were only six students registering for their second year. The building had to be placed at the disposal of the military authorities on 22 October 1917, owing to which teaching was suspended until 23 November. Then it was continued in the building of the naval academy with a reduced number of lessons (Kritzka 1917).

On 30 October 1918, the National Council of Fiume announced the annexation of the town to Italy. In December 1918, the Italian National Council decided to wind up Hungarian schools, but, as a result of the memorandum submitted on 18 November by the students, in which they requested that they could continue their studies, it finally allowed the institutions to finish the school year.⁹ It stipulated, however, that the students who were not native Hungarians had to be exempted from attending Hungarian and history classes; in addition, native Italians had to be ensured to take examinations in Italian as well.¹⁰ Education at the academy was ended in 1919, and never started again (Kritzka 1920). 10 September 1919: The Treaty of Saint-Germain-en-Laye annexed the town to the Kingdom of Serbs, Croats and Slovenes. Fiume became an independent free state in 1920, following the signing of the Treaty of Rapallo. Then it was annexed to Italy in 1924. The secondary commercial school had a similar fate. The governorship of Fiume was being wound up, so in January 1920 it requested that the 60 students of the school could finish their studies through private examinations.¹¹ It should be noted that the uncertainty as to whether they could continue their studies concerned about 900 Hungarian students in addition to the approximately 100 students of the two commercial schools.¹²

3. The social composition of the students of the upper commercial school and the Academy of Exportation

There were 3134 students attending the upper commercial school in Fiume between 1881 and 1918, but only 450 of those received a school leaving certificate. The dropout ratio was very high, only 15% of the students took the school leaving examination, and only 20-25% finished the third form. Between 1896 and 1918, the majority of students (73%) came from a practical school in Fiume, 15% from a

⁹ Memorandum a fiumei m. kir. kiviteli akadémia t. igazgatóságához és tanári karához. [Memorandum to the board of directors and teaching staff of the HRAoE in Fiume], State Archives of Rijeka DS–10. Corporate documents. Fasc. 3 142/1918.

¹⁰ The HRAoE continues teaching in Hungarian, but the Italians attending the school can take their exams in Italian. DAR DS–1. 233/1918.

¹¹ There were only two teachers in the staff then, all the others had escaped, moved, or entered the service of town inhabitants. Folyamodvány a magánvizsgálat engedélyezésére [Request to allow private examinations], MNL OL VKM K 503–1920. – Fasc. 53 – It. 18 – Base 125287 – Ref. 1007.

¹² Boys' grammar sch.: 150, girls' grammar and upper sch.: 140, boys' practical sch.: 110, girls' practical sch.: 140, elementary sch.: 300, and ship engineering vocational sch.: 30 students. MNL OL – VKM. K502 – 1920. – Fasc. 55 – It. 18 – Base 125816 – Ref. 1462

grammar school, and 12% from the Monarchy and other neighbouring countries.

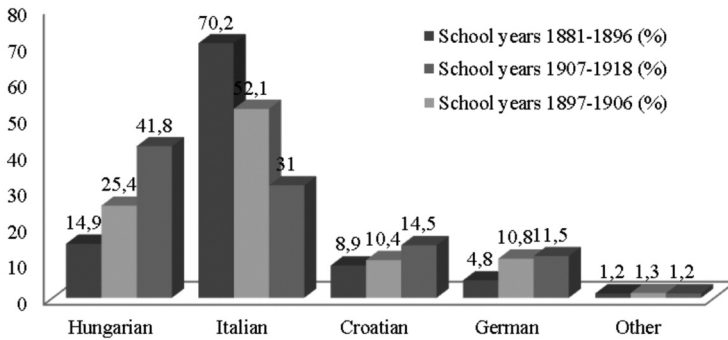
Table 1. The number of students of the upper commercial school in Fiume between 1881 and 1918

	School years 1881/82-1895/96	School years 1896/97-1905/06	School years 1906/07-1917/18
No. of students	723	991	1420
No. of graduates	96	173	181

*Source: The annual reports and registers issued by the school.¹³
National Educational Library and Museum (NELM)*

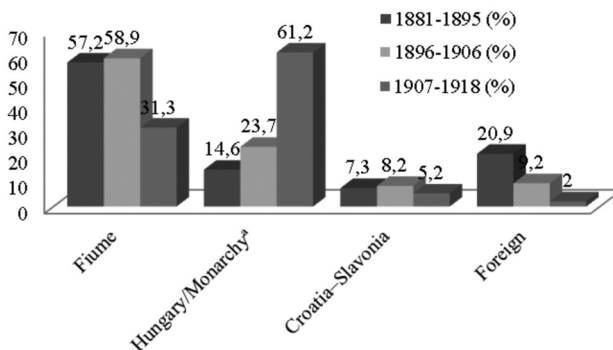
Between 1881 and 1895, only 15% of the students of the commercial school were native Hungarians (70% were Italian, 9% Croatian, 5% German, and 1% other). Even after great efforts, this ratio was increased only to 49% by 1917/18.

Fig. 2. Distribution of the students of the upper commercial school by their native languages



Source: The annual reports and registers issued by the school (NELM).

Fig. 3. Distribution of the students of the upper commercial school by their permanent residence

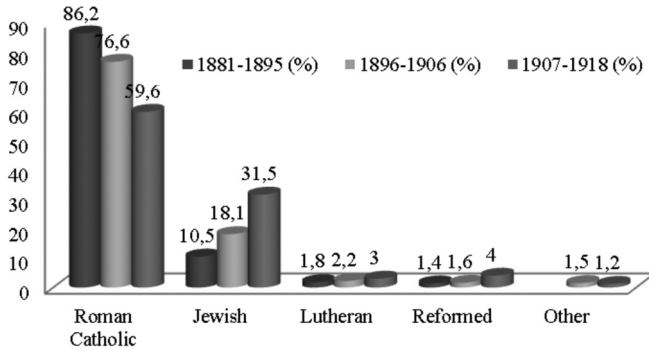


Source: The annual reports and registers issued by the school (NELM).

^aFrom 1896, there were no separate data collected about those living in Hungary

74% of students, that is an overall majority, were Roman Catholic, 20% Jewish, and 6% practiced other religions. During the given period, the ratio of Catholics decreased by 26%, while that of Jewish tripled.

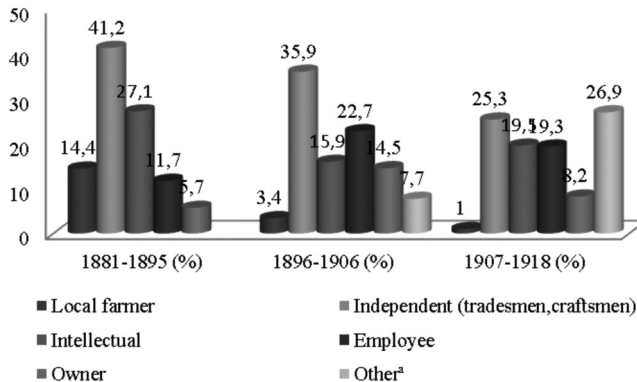
Fig. 4. Denominational distribution of the students between 1881 and 1918



Source: The annual reports and registers issued by the school (NELM).

Examining the occupational distribution of the parents of the students, it is evident that while in the 1890s, there were more students whose parents were independent (tradesmen and craftsmen) or intellectuals, in the 1910s, already entrepreneurs and civil servants were in majority. The most significant decrease (from 14% to 1%) was among those living on agriculture.

Fig. 5. Professional distribution of the parents of the students



Source: The annual reports issued by the school (NELM).

^aOther = government and private officials

¹³ The data from the registers were summarised by Vilmos, Zsidi in 2006.

There were 230 students registering for college between 1912-1918, 37% of whom were Jewish, 34% Roman Catholic, 13% Lutheran, 10% Reformed, 3% Greek Orthodox, 1% Greek Catholic, and 2% practiced other religions.¹⁴ The denominational composition of college was slightly different from that of the secondary-level school. It is not surprising that Jewish students were overrepresented in college, for they were represented by 23% in secondary schools and by 47% in commercial schools in the era. In upper commercial school, the number of Jewish students increased parallel to the increase of the ratio of Hungarians, getting over 30% in the last period.¹⁵ Traditional Jewish families planned rational strategies when deciding on which school their children should attend; that is, they chose schools which not only raised their social prestige but also ensured a profession. There was a greater number of orthodox Jewish people of Hungarian origin settling in Fiume from the 1880s, arriving mainly from Eastern Hungary, Bukovina and Galicia. Neolog Jews took an active part in the life of the town. There were 1600 of them in 1895 and 2000 in 1900, which meant 4% of the total population. (Büchler 1903, 404; Borovszky and Sziklay 1911, 110). Therefore, they showed their preference for secondary - and higher-level commercial schools. The overall majority of the Jewish students who attended the upper commercial school and the college in Fiume came from Hungary, and were most likely neologs, for orthodox Jews, who were less willing to assimilate, generally enrolled their children in their own denominational schools.

The professional distribution of the students' parents was the following in the given period: 46% were independent (business owners, tradesmen and craftsmen), 17% intellectuals, 16% private and government officials, 5% local farmers, 7% had other professions, and there are no data of 9% (Zsidi 2006). The academy was very popular with Hungarian students; there was an almost double over-application from its first year on. During its existence, 87% of students were Hungarian, 3% Italian, 6% German, slightly more than 1% Croatian, 2% Romanian, and almost 1% Serb. Based on the above data, it can be stated that most students at the higher-level Academy of Export in Fiume were Jewish, and their parents were independent (living on commerce).

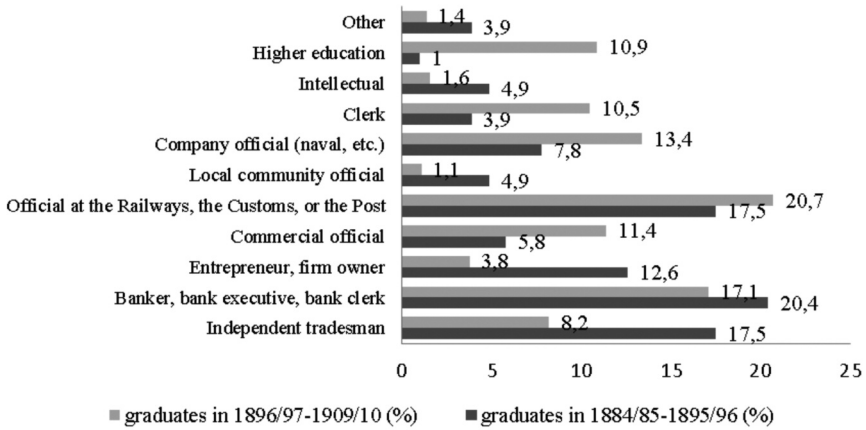
3.1. The graduates' choice of career

When reviewing the data issued by the secondary commercial school in Fiume in 1910, we can get a relatively full picture of the choice of career of those finishing the school. These data show the jobs of the students having taken the school leaving examination between 1884 and 1909. There were altogether 337 graduates in this period, the profession and residence of 7 of these is unknown, and 29 had died (Riegler 1911, 41-51).

¹⁴ In 1890, 62% of the native Hungarians living in Fiume were Roman Catholic, 25% Jewish, 7% Reformed, 6% Lutheran, and 1% had other religion (Statistical Data about Fiume and its Turnover, 1901: 4; Zsidi 2006: 5.). In 1900, 91% of the total population were Roman Catholic, 4% Jewish, 2% Reformed, 2% Greek Catholic, and 1% practiced other religions (Fest 1912: 17).

¹⁵ The overall majority of Jewish students came from Hungary, and declared themselves native Hungarians.

Fig. 6. Choice of career of the graduates of the upper commercial school between 1884 and 1910



Source: Riegler 1911, 41-51.

The majority (48%) of the students who finished the school between 1884 and 1910 found employment as officials (primarily at financial or commercial companies, or as officials at the Hungarian Railways or the Customs). Their ratio increased above 50% during 1910-15. The ratio of clerks increased from 4-10% to 14%, and that of those continuing their studies in higher education from 1-10% to 12%. The overall majority of the students chose the Academy of Commerce in Budapest or the Academy of Exportation in Fiume. The ratio of independent tradesmen decreased the most: from 20% (1884-1895) to 8-5% (1896-1915). The ratio of those finding a job in banking also decreased: from 20-17% to 11% (1910-1915). Only 3% of students chose a career where, most probably, they could not or could hardly make any use of the economic and commercial knowledge acquired. Out of those who finished school, 14% held a leading post at their own or other companies between 1884 and 1895, and 7% between 1896 and 1909. Only 5% became co-owners, and 3% owners of a firm (usually, they took on the family enterprise instead of founding one). That is, the ratio of both firm owners and those in an executive job decreased.

61% of students took a job in Fiume, 18% in Hungary (10% in Budapest), 8% in Croatia-Slavonia, and 13% in other countries (6% in other parts of the Monarchy, 2% in America, 2% in Italy, 2% in Germany, and 1% in other places like England and Cairo). While the number of those living in Fiume decreased by the 1910s, the number of those holding a job there increased (from 57% to 63%). A significant part of those arriving in Fiume from the Monarchy to continue their studies did not return to their home town, but found employment mainly in Fiume or in another country.

As for the career of those graduating from the Academy of Exportation, the sources are rather insufficient as there were many students who had to join the army due to World War I. There are only 57 students whose career after leaving

the academy is recorded. Still we cannot draw an extensive conclusion even from these data for many of the graduates (66%, i.e. 39 people) joined their unit when it went to war. Those who could work for a few months before the outbreak, took jobs at commercial companies, three graduates continued their studies (at the Faculty of Economy of the Technical University), 1 person opened an own shop, 1 person became a journalist (Pester Lloyd), and the others became officials at commercial companies. (Some of the companies where the graduates found employment include: Credit Bank, National Central Credit Co-operative, Adriatic Maritime Co., Adriatica Cognac Factory, Atlantica Co., Beyer and Co., Marta Car Factory, etc.), three graduates were employed by firms in Fiume, while the majority, contrary to those finishing the upper commercial school, found a job and started a family in the Monarchy, and within that in Hungary.

4. Summary

At the beginning of the 1880s, there was a high-standard education provided in the secondary-level commercial school in Fiume, which was one of the most important commercial centres in Hungary and in the Monarchy. Due to the 'Magyarisation' efforts growing more and more intense after the turn of the century, however, the academic standards significantly fell, for it caused serious difficulties to students – the majority of whom were native Italians – to handle Hungarian as the language of instruction. The Academy of Exportation, which was very popular already from the start, on the other hand, did not encounter similar difficulties, as 87% of its students were native Hungarians. In general, the children of mainly independent parents (tradesmen and craftsmen) attended the commercial secondary school and the Academy of Exportation. The graduates, profiting from their knowledge gained at these institutions but contrary to the aims set by them, found jobs mainly as officials. Usually, they did not continue the family business, and only very few of them chose to be "practical" merchants. It should also be stressed, however, that the number of those choosing a career completely in contrast with their qualifications, and thus not making use of the gained knowledge in some way in their later job at all, was negligible. Finishing both schools ensured almost immediate employment in the international labour market as well.

Literature

A Fiume M. Kiviteli Akadémia Tanulmányi Tanácsának 1913. április 28-án tartott iskolai jegyzőkönyv [Minutes of the meeting held by the Educational Board of the HRAoE in Fiume on 28 April 1913], Deržavni Archiv u Rijeci [State Archives in Rijeka] (DAR) DS-10. Fasc.1.118/1913.

Borovszky, Samu, and Sziklay János (1911): *Magyarország vármegyéi és városai, Fiume és a Magyar-Horvát tengerpart* [Hungary's counties and his cities, Fiume and Hungarian-Croatian seacoast] Budapest: Apollo Irodalmi és Nyomdai Részvénytársaság.

Büchler, Alexander (1903): *Fiume*. The Jewish Encyclopaedia. New York: Funk and Wagnalls.

Fest, Aladár (1912): Fiume népesedési mozgalma Magyarországhoz való visszacsatolása óta [The demographic movement of Fiume following the re-annexation of Fiume to Hungary]. *Földrajzi Közlemények* [Geographical Review] 15, 137–153. p.

Folyamodvány a magánvizsgálat engedélyezésére [Request to allow private examinations],

The National Archives of Hungary (MNL OL) Hungarian Ministry of Religion and Public Education (VKM) K503–1920. – Fasc. 53 – It. 18 – Base 125287 – Ref. 1007

Hajdú, Zoltán (2013): Fiume 1868-1918: Erisz almája, avagy lebegő gyögyeszem Szent István Koronáján? [‘Fiume 1868-1918 Apple of Eris, or a Floating perl of Saint Steven Crown’]. *Közép-Európai Közlemények* [Central-European Announcements] 6/3, 7–14. p.

Jegyzőkönyv a fiumei állami felső kereskedelmi iskola újjászervezése tárgyában [Minutes concerning the reorganisation of the State Upper Commercial School in Fiume], DAR DS–10. Fasc.1.69331/1912.

Jegyzőkönyv a kiviteli akadémia tárgyában [Minutes concerning the Academy of Exportation], DAR DS–10. Fasc. 1 1-110/1912.

Jegyzőkönyv a Fiumei Kir. Kiviteli Akadémia Tanulmányi Tanácsának 1913. évi november 12-én tartott üléséről [Minutes of the meeting held by the Educational Board of the HRAoE in Fiume on 12 November 1913], DAR, DS–10. Fasc. 3 252/1913.

Jelentés a Fiumei M. Kir. Kiviteli Akadémiának állapotáról és működéséről az 1912. évben [Report on the State and Operation of the HRAoE in 1912]. DAR DS–10. Fasc. 1 110/1912.

Katus, László, and Kovács, Endre (eds. 1979): *Magyarország története 1848-1890* [Hungary’s history 1848- 1890]. Budapest: Akadémia.

Kiviteli Akadémia Fiumében [Academy of Exportation in Fiume]. *Fiumei Estilap*. [Fiume Evening Paper] 1912, 98/5, 1–6. p.

Kritzta, István levele a tanári kar szervezés tárgyában 1913. november 16. [István Kritzta’s letter concerning recruitment of a teaching staff, 16 November 1913]. DAR DS–10. Fasc. 1 245/1913.

Kiviteli Akadémia [Academy of Exportation]. *Közgazdasági és Közlekedési Szemle* [Review of Economy and Transport], 1912, 3/3.

<http://huszadikszazad.hu/index.php?apps=cikk&cikk=6335&oldal=0>

Kritzta, István (1915): *A Fiumei M. Kir. Kiviteli Akadémia III. évi jelentése az 1914/15. tanévről* [Report of year III of the Hungarian Royal Exportation Academy about the school year 1914/15.]. Fiume: Fiumei M. Kir. Kiviteli Akadémia.

Kritzta, István jelentése az épület átadásáról és a tanítás folytatásáról a Királyi Főigazgatónak [István Kritzta’s report to the Royal Director General on handing the building over and continuing the teaching]. MNL OL VKM. K503–1917. – Fasc. 12 – It. 18 – Base 17485 – Ref. 573

Kritzta, István Vallás- és Közoktatásügyi Minisztérium felé intézett kérelme 1920. május 10. [István Kritzta’s request to the The Hungarian Ministry of Religion and Public Education 10 May 1920]. MNL OL – VKM. K503 – 1920. – Fasc. 46 – It. 18 – Base 52906 – Ref. 22 600.

Magyar Statisztikai Évkönyv (1900, 1912, 1919-1922). [Hungarian Statistical Yearbook]. Magyar Királyi Központi Statisztikai Hivatal. Budapest: Athenaeum. 1901, 1913, 1923.

Memorandum a fiumei m. kir. kiviteli akadémia tisztelt. igazgatóságához és tanári karához. [Memorandum to the board of directors and teaching staff of the HRAoE in Fiume], State Archives of Rijeka DS–10. Corporate documents. Fasc. 3 142/1918.

Mohovich, Pál. 1885. *Accademia di Commercio in Fiume*. Pubblicato alla fine dell’anno scolastico 1884/85. [Commercial Academy in Fiume. The report from the school year of 1884/85]. Fiume: Tipo-Litografia di Petro Battaria.

Nagy, Adrienn (2014): Fiume dualizmus kori oktatásügye és a Magyar Királyi Kiviteli Akadémia. A magyarosítás és a szakoktatás kiépítése. [The Royal Hungarian Export Academy and Education in Fiume in the Age of Dualism]. *Korall* [Coral] 15/56, 118–145. p.

Nagy, Péter Tibor (2000): A húszas évek középiskola-politikájának kialakulása. [The development of the secondary school politics in the 1920 years]. *Századok* [Hundredth] 134/ 6, 1313–1334 p.

Pelles, Tamás (2006): *A magyar-olasz két tanítási nyelvű oktatás* [The Hungarian-Italian bilingual education]. Pécs: PTE Nyelvtudományi Doktori Iskola.

Riegler, Sándor (1911): *A fiumei állami felső kereskedelmi iskola XXX. értésítője 1910-11. tanévről*. [The Fiume state upper commercial school thirtieth report from the school year of 1910/11]. Fiume: Stabilimento Lipo-Litografico di E. Mohovich.

S. Pallós, Piroska (2012): Leghőbb vágyam Fiuméba kerülni. Magyar iskolák Fiumében. [My dearest wish is to go to Fiume. Hungarian schools in Fiume]. Kaposvár: David.

S. Pallós, Piroska (2013): A fiumei gimnáziumról. [About the secondary grammar school in Fiume]. In *Iskola a társadalmi térben és időben 2011-2012. I. kötet*. [School in the social scene and time 2011-2012. Volume I.]. Ed. Andl Helga and Molnár-Kovács Zsófia. Pécs: University of Pécs Education and Society Pedagogical Doctoral School, 177–186. p.

Simon P., Piroska (2013): Támadás Fiume autonómiája ellen. A fiumei Közigazgatási Bizottság 1897. évről készült jelentése nyomán. [Attack Against Fiume's Autonomy Based on the Administration Committee of Fiume's Report of the year 1897]. *Közép-Európai Közlemények* [Central-European Announcements] 6/3, 47–54. p.

Zsidi, Vilmos (2006): *Kereskedelmi akadémiák hallgatói a dualizmus korában 1891-1918* [Commercial academies' students in dualism between 1891 and 1918]. Budapest: Budapesti Corvinus Egyetem.

On the History of the Czechoslovakian-Hungarian Population Exchange in Csanád County

Based on the vice-ispán's reports
(April 1947 – October 1948)

Miklós, Péter

Abstract

Hungary and Czechoslovakia signed a treaty of population exchange in Budapest (27 February 1946), which declared that for every Slovak in Hungary who registered for translocation, the Czechoslovakian government may remove one Hungarian person, now without citizenship, from the country. The population exchange started in April 1947. By 1948, 70 273 Slovaks had deliberately left Hungary, and 68 407 Hungarians were expelled from Czechoslovakia. In this paper the author presents the events of the population exchange in Csanád county (now the part of Csongrád county, Hungary) in 1947 and 1948. The archival sources of this study are the reports of Endre Páll, the vice-ispán of Csanád county from the Hungarian National Archives Csongrád County Archives.

Key words: minority policy, Czechoslovakian-Hungarian population exchange, diplomatic relations after WW2 in CCE

1. Czechoslovakian-Hungarian relations after WW2

The Czechoslovakian government that came to power in 1945 took away the citizenship of the Hungarians of Felvidék together with their free use of native language. During the spring and summer of 1945, Czechoslovakian President Edvard Beneš explained at several occasions that a crucial condition for the existence of Czechoslovakia as a nation state was to get rid of the Hungarians and Germans.

Beneš issued decree 33/1945 on August 2, by which Hungarians and Germans were stripped of their Czechoslovakian citizenship. Decree 88/1945 came into effect on October 1, 1945, making it possible to order men between 16-55 years of age and women between 18-45 years of age to do public labour in regions far from their locations of residence. This became later the legal basis of the mass internment of Hungarians.

The response of the Hungarian political scene to these decrees curbing the rights and violating the interests of the Hungarian minority was not homogeneous. The Transitional National Government issued a complaint at the Allied Supervision Committee, but this had no practical effect. Left-wing parties, the Hungarian Communist Party (Magyar Kommunista Párt, MKP), the Social Democratic Party (Szociáldemokrata Párt SZDP), and the National Peasant Party (Nemzeti Parasztpárt, NPP) did address the issue, but they did not pursue a strong and firm standpoint. The only exception was the Independent Smallholders' Party (Független Kisgazdapárt, FKGP).

In a speech in Békéscsaba, the minister of foreign affairs and FKGP party member János Gyöngyös explained that the Hungarian government would not initiate a population exchange, as this was feasible only through an international agreement. However, he also pointed out that the government would grant the Slovaks in Hungary every right and opportunity to relocate to Czechoslovakia if they are willing to do so. Through pastoral letters and even open letters addressed to European church leaders and to the leaders of the Western allied states, Prince Primate József Mindszenty demanded the termination of the disenfranchisement of Hungarians in Czechoslovakia. (Miklós 2005, 157–162.)

One prominent leader of the Slovaks in Hungary, Mihály Francziszky (Mihal Francisci), Lutheran pastor of Békéscsaba, welcomed the idea of population exchange and urged the Slovaks in Békés and Csanád counties to participate. The nationality-based population exchange was supported by the Anti-Fascist Front of the Slovaks in Hungary (Magyarországi Szlovákok Antifasiszta Frontja, MSZAF, Slovakian abbreviation: ASF) as well, which had two operating branches, a Slovakian and a Yugoslavian one.

In December 1945 and February 1946, prolonged and difficult negotiations went on between the minister of foreign affairs János Gyöngyösi and Czechoslovakian state secretary Vladimír Clementis. As mentioned before, the Hungarian minister of foreign affairs argued that the population exchange was to be implemented under the supervision of international diplomacy and of the victorious allied powers. This solution was not supported by the United Kingdom, the US, or the USSR, all three great powers arguing for a Czechoslovakian-Hungarian bilateral agreement and treaty to solve the problem. (Balogh 1988, 103–131.)

2. Preliminary steps and the implementation of population exchange

The primary result of the agreement resulting from bilateral negotiations was that the Czechoslovakian government suspended the expulsions and the internal relocations. This meant that the removal of the Hungarian population of Felvidék from Czechoslovakian territory could commence in an organized way, administratively controlled by both governments, and according to certain regulations and guarantees. Gyöngyösi regarded the draft of the agreement unacceptable and it was only due to the pressure of the leaders of the left-wing coalition parties that he signed it.

Thus on 27 February 1946, Hungary and Czechoslovakia signed a treaty of population exchange in Budapest, which declared that for every Slovak in Hungary who registered for translocation, the Czechoslovakian government may remove one Hungarian person, now without citizenship, from the country. (Balogh 1979, 59–87.)

Soon after, at the inter-party conference on 6 March 1946, Pál Auer from FKGP and Ferenc Farkas from NPP suggested the reclamation of the “regions with a compact Hungarian majority”. The notion was strongly rejected by the Communists and Social-Democrats. János Gyöngyösi explained the following standpoint at this meeting: in response to aggressive Czechoslovakian nationalism, Hungary should receive the Hungarians of Felvidék, but only along with the terri-

tories. If the Prague government did not like this, the FKGP minister argued, they should terminate their assimilation policy. As the minister of the exterior was alone with his opinion and not supported by the labour parties (MKP, SZDP), he threatened with resignation and left the meeting.

The Czechoslovakian Translocation Committee (Csehszlovák Áttelepítési Bizottság, CSÁB) started its work in Hungary in March 1946. Their officials toured all Hungarian towns and villages that had Slovakian inhabitants, and used lectures and written propaganda to promise, among others, more land and better living conditions for those who decided to relocate. (Kugler, 2007, 88–97.) This went against the regulations of the treaty, permitting only nationality-based propaganda. The CSÁB employees published a magazine (the *Sloboda*, with three issues weekly) and had thirty minutes of broadcasting time in the Hungarian radio. (Kugler 2002, 12–15.)

From June 1946 on, a separate Hungarian state office, the Hungarian Translocation Government Committee (Magyar Áttelepítési Kormánybiztosság, MÁK) was responsible for the administrative, organizational, logistic and other activities related to the population exchange. On 12 July 1946, the prime minister appointed Lajos Jócsik from the National Peasant Party, state secretary of trade and collectivization, to be responsible for the translocation, who had been a Czechoslovakian citizen himself between the two World Wars.

The structure of the government committee was defined by its two basic roles. One was the supervision and organisation of the translocation from Czechoslovakia, with committee deputy László Bólya in charge. The MÁK's other task was the accommodation of those translocated to Hungary. These matters were supervised by another committee deputy, László Avar. Functional departments (legal, transport, press, etc.) contributed to the more efficient work of the government committee. Beside these, the MÁK carried out the registry of the relocating Slovaks, control over their real estates, registry of those who changed their mind and stepped back, and communication with the CSÁB. (Kugler 2000, 47–112.)

The Czechoslovakian offices started the re-Slovakisation campaign in June 1946. Hungarians in Czechoslovakia had a decision to make: either they get registered as Slovaks and reclaim their citizenship, or they have to leave their homes and are expelled from the country. (Gulyás 1993) As a consequence, about 400 000 Hungarians, who mostly did not even speak Slovakian, registered their nationality as Slovak. However, the re-Slovakisation campaign was ineffective in some regions (e.g. in Komárom and Párkány). Tens of thousands of Hungarians from these regions were forcibly relocated to Czech territories, mainly to regions formerly inhabited by Germans, in order to disrupt the block-like character of the territories of the Hungarian minority.

The population exchange started in April 1947. By 1948, 70 273 Slovaks had deliberately left Hungary, and 68 407 Hungarians were expelled from Czechoslovakia. However, the number of those who moved to Hungary was actually much more, as about 30 thousand people were expelled because they had moved to the *Felvidék* after 2 November 1938, and an additional six thousand left Czechoslova-

kia willingly. The expulsion of Hungarians from Felvidék ended in 1949. (Vadkerty 1993; Vadkerty 1998; Vadkerty 1999)

3. The events of the population exchange in Csanád county in 1947

Endre Páll, the vice-ispán of Csanád county, made his report about the major local events of April 1947 to the county administrative committee on 30 April 1947. In this he wrote the followings about the population exchange:

“In April, the relocation of the Slovak population in the roster was started. For the time being, relocation has begun in Pitvaros village. To ensure the undisrupted and proper conduct of the relocation, I and the hon. ispán visited Pitvaros more than once, making sure that everything went in order and without disturbances.

The preliminary work showed what actions needed to be done, and we either took measures immediately or the hon. ispán intervened and had the administration give the necessary orders.” (MNL CSML CSKBI XXI. 9. a. box 9., 22/1948.)

In his vice-ispán report, Endre Páll gave details on the events of the relocation. He considered the maintenance of the abandoned estates as a highlighted task, and it seems that preserving the condition of the houses and ensuring proper land usage needed much organisational work. In his April 1947 report, Páll informed as follows:

“The translocation itself started on 1 April. Ten trains left the country by the end of April. Czechoslovakian trucks are standing by for the populace to be translocated, to transport the people and their belongings to the station. In April, 167 persons, 96 horses, 403 cattle, 179 pigs, 2 tractors, 2 threshers, 23 seed drills, 100 wagons, 133 plows, and 2577 poultry were transported. The translocation is continuing during April. I myself showed up at the first train and I can say that no disturbances or troubles emerged there, or at the trains that followed.

To prevent any potential mistreatment on the part of the settlers, a larger police contingent was deployed at Pitvaros. However, there was no reason for any special intervention, as the most serious misconduct was some illegal herding and taking some doors.

The vacated houses are claimed by the translocation government committee and their maintenance is organised until the new owners are appointed. A bigger problem is the management of the fields that were sown in the autumn and that were left abandoned. In these cases, the county agricultural offices have made steps via lending those properties without ownership.” (MNL CSML CSKBI XXI. 9. a. box 9., 22/1948.)

The vice-ispán informed the Hungarian political management about the continuation of the relocations in his 31 May 1947 report. The relocations affected Pitvaros and Nagybánhegyes then. (Pelesz 2007b, 88–94.) According to Páll, the situation was made more difficult by the fact that, as he explained in the report, he had received no particular decree or executive order from the government, regarding either the outgoing or incoming translocations.

“In May, the relocation of Slovakian populace who had registered continued and was completed. The last train carrying the relocated started in the early morning of May 23, and the Czechoslovakian trucks left the village the same day.

Altogether 655 families or 2441 people left. 457 apartments were left vacant. Those who left took with them 150 horses, 629 cattle, 3000 pigs, 212 sheep and goats, 9677 poultry, 2 tractors, 2 threshers, 176 seed drills and 152 wagons.

26 families left the village of Nagybánhegyes on the 26th. Thus the relocation in the county was concluded for the time being. I have not received any notice as to when the other villages would be involved. It is my duty to report to the admin. committee that I was not given any orders or decisions from my supervisor officials, neither pertaining to the relocations from Pitvaros, nor about the inbound relocations.” (MNL CSML CSKBI XXI. 9. a. box 9., 22/1948.)

The vice-ispán in Csanád wrote about the situation of the incoming settlers on 30 June 1947, highlighting that the summer harvesting works had also begun.

“The repopulation of Pitvaros began in June. The first train arrived on 4 June and they kept coming once in a while, bringing Hungarians who were driven out from the village of Gúta to their new homes.

According to the data available to me, 621 people from 141 families were relocated to Pitvaros in June. (...)

The colonists are welcomed by the translocation government committee and it appoints them their houses according to their wealth situation.

Content with their fare, the expelled take their new homes and try to situate themselves here. With the mediation of a ministerial production commissioner, the lands of the translocated were distributed among the newcomers, so they were already able to actively participate in the harvesting.” (MNL CSML CSKBI XXI. 9. a. box 9., 22/1948.)

In his 30 September 1947 report, Endre Páll wrote to the administrative committee that the outbound relocation of the Slovaks and the arrivals of the Hungarians from Felvidék were going on. The Slovaks who were preparing to be relocated from Abrózfalva organised a celebration to say goodbye to Hungary.

“The relocation of the Slovakian-speaking population in the relocation roster continued in September. In Csanádalberti, relocations were finished, while in Ambrózfalva, they will be concluded in October. The population who had registered for relocation took a ceremonious farewell from their so-far homeland, which they were to abandon. During September, only one train brought Hungarians from Slovakia to Csanádalberti, and larger-scale relocations will be carried out in the near future.” (MNL CSML CSKBI XXI. 9. a. box 9., 22/1948.)

In his report on 31 October 1947, the vice-ispán of Csanád county already communicated that the outbound local Slovaks had left the county and the settling of the incoming Hungarians, primarily from Csallóköz, in the former homes of the Slovaks was started.

The administrative committee was informed about the dire situation of the Felvidék Hungarians “condemned to relocation” by Endre Páll’s 4 December 1947

report. The Csanád county official admitted that the distribution of lands and houses was slow and lagging and he criticised the work of the translocation government committee about that. Just like in his report from the previous month, the vice-ispán sympathetically pictured the psychological and physical-economic integration process of the Hungarians expelled from Felvidék. He argued that after the industrial character of the Czechoslovakian state, Hungary, being an agrarian country, could not offer as favourable conditions to the newcomers in the Csanád region as their former home had.

“More and more difficulties arise about providing accommodation and livelihood for the Hungarians who have been relocated from Slovakia. These quite diligent and hardworking people find it hard to integrate in their present situation. Removed from their century-old home and customary trade, in the completely new conditions they are unable to find their way and place, which could serve as a foundation for their new lives. Beside this inner disadvantage, there are much worse circumstances here that they have to face. Slovakia is an industrial state, where it was mostly the now relocated Hungarians who pursued agricultural work. The ways of production in their old home dictate that their agricultural products had a good market and farmers were able to sell their crops easily. In contrast, Hungary is an agrarian state, the Hungarian newcomers have increased the number of agrarian-oriented population, and here there are no such advantages for them as they had in their former homeland. It also must be mentioned that the technical aspects of the relocation are not without challenges, either. This is also a reason for the fact that the newcomers overwhelm me with their complaints. Many of them have not been given accommodation to this day. The allocation of lands goes slowly, too, and the immigrants do not have enough seeds to sow. All these should be taken care of by the translocation government committee. To investigate the complaints, the hon. ispán visited Pitvaros and Csanádalberti in person, and he made his report to the relevant office about the findings of his examination.” (MNL CSML CSKBI XXI. 9. a. box 9., 22/1948.)

4. The events of the population exchange in Csanád county in 1948

The vice-ispán report on 31 March 1948 by Endre Páll detailed the rather harsh living conditions of the incoming Hungarians. However, the vice-ispán was not concerned with the outbound relocations or the situation of the Slovaks in Csanád anymore, because those who wished to leave had already left the country by then. He pointed out the seed supply of the Hungarians from Felvidék as the major problem, because if they were not able to sow and grow in due time, they were not able to feed themselves or their animals.

As the vice-ispán wrote he phoned the translocation government committee deputy László Avar to ask about the issue of seed supply. The deputy declared that they could not send any seeds to the settlers in Csanád county, but the county land administration office was granted an allowance of 10 000 Forints to solve the problem. The Hungarian Translocation Government Committee provided ten cows to the settlers in Pitvaros (five families). Endre Páll declared that the

state and the county did their best to help “the families who came into endangered situation because of the translocation”. Helping out over seven thousand families in 996 villages would cost about seven million Forints, which was not available for the government. “Even the situation of the newcomers in Csanád county is much more satisfying and acceptable in this regard, too, than those who were appointed to villages with lesser-quality lands”, Páll argued. (MNL CSML CSKBI XXI. box 9.a.12, 10/1949.)

On 1 October 1948, deputy vice-ispán Szathmáry informed the administrative committee of the county about the following: The translocation of eleven families from Szőreg and Klárafalva, Torontál precinct, and three families from the Mezőkovácsháza precinct were in progress. He also reported that the relations between the Slovaks here and the Hungarian newcomers seemed to be normalised, despite the previous tensions. Szathmáry wrote: “The hostilities between the remained Slovak population and the settled Hungarians in Pitvaros, Ambrózfalva and Csanádalberti villages of the central precinct, which are the most affected by the Czechoslovakian-Hungarian Population Exchange agreement, are now gone, and their relations are improving.” (MNL CSML CSKBI XXI. box 9.a.12, 10/1949. and Pelesz 2007a)

Bibliography

- Balogh, Sándor (1979): Az 1946. február 27-i magyar–csehszlovák lakosságcsere-egyezmény. [The Hungarian-Czechoslovakian population exchange agreement of February 27, 1946.] *Történelmi Szemle*, issue 1., 59–87.
- Balogh, Sándor (1988): *Magyarország külpolitikája. [Hungary's Foreign Politics.] 1945–1950.* (second, extended and revised edition) Budapest.
- Gulyás, László (1993): A csehszlovák–magyar lakosságcsere rövid története. [The short history of the Czechoslovakian-Hungarian population exchange] *Kapu*, issue 10–11–12., 54–57.
- Kugler, József (2000): *Lakosságcsere a Délkelet-Alföldön. [Population exchange in South-East Alföld]* Budapest. 47–112.
- Kugler, József (2002): Szlovákok áttelepítése Magyarországról. A Csehszlovák Áttelepítési Bizottság toborzási akciói. [Translocation of Slovaks from Hungary. The recruitment actions of the CSÁB.] *História*, issue 2., 12–15.
- Kugler, József (2007): “Hej, a Kriván alatt, ott a szép világ...” A magyarországi szlovákok áttelepülése. [“Hej, a Kriván alatt, ott a szép világ...” The translocation of the Slovaks in Hungary] *Rubicon*, issue 1–2., 88–97.
- Miklós, Péter (2005): Mindszenty József hercegprímás levele Gyöngyösi János külügyminiszterhez (1946. június 22.). [Letter by Prince Primate József Mindszenty to Minister of the Exterior János Gyöngyösi (June 22, 1946)] *Magyar Egyháztörténeti Vázlatok*, issue 3–4., 157–162.
- Pelesz, Nelli (2007a): *A csehszlovák-magyar lakosságcsere Csanád vármegyében. Adatok Pitvaros, Csanádalberti és Ambrózfalva 1945 és 1949 közötti történetéhez.* (Szakdolgozat, SZTE BTK Történeti Intézet.) [The Czechoslovakian-Hungarian population exchange in Csanád county. Data on the history of Pitvaros, Csanádalberti and Ambrózfalva between 1945–1949 (MA thesis, University of Szeged, Faculty of Arts, Historical Institute)] Szeged.
- Pelesz, Nelli, M. (2007b): A csehszlovák–magyar lakosságcsere története és következményei Pitvaroson. [The history and aftermath of the Czechoslovakian-Hungarian population exchange in Pitvaros] *Belvedere Meridionale*, issue 5–8., 88–94.
- Vadkerty, Katalin (1993): *A reszlovakizáció. [The re-Slovakization.]* Pozsony.

Vadkerty, Katalin (1998): *A deportálások. A szlovákiai magyarok kényszerközmunkája 1945-1948 között. [The Deportations. The forced public labor of Hungarians between 1945-1948.]* Pozsony.

Vadkerty, Katalin (1999): *A belső telepítések és a lakosságcsere. [The internal relocations and the population exchange.]* Pozsony.

Sources

Documents of the Csanád County Administrative Committee, in the Hungarian National Archives Csongrád County Archives [Magyar Nemzeti Levéltár Csongrád Megyei Levéltár. Csanád Vármegye Közigazgatási Bizottságának iratai. XXI. 9. a. box 9., 22/1948. and box 12. 10/1949.]

From the Out-of-Date Radio Channel to the Trendy TV Program Change of youths' perception in connection with Radio Petőfi

Szayly, József

Abstract

As a student of PTE and then of the Doctoral School of Social Communication of the Corvinus University, I have been researching the change of the Petőfi Radio Station of the public service Hungarian Radio, with particular regard to the change of perceptions among young radio listeners in respect of Radio Petőfi, which has undergone several changes regarding its program structure since the change of the political regime. In my paper I present the qualitative researches that have examined the change of the attitude of young listeners in respect of Radio Petőfi in the past two decades; the extent to which my control examination and focus-group research carried out based on such qualitative researches confirmed these researches and the changes my aforesaid examination and research have detected. The fact that the Hungarian Television launched a new television program in the spring of 2015 based on the Radio Petőfi brand gives a special actuality to the topic.

Key words: Media research, Hungarian Radio, program structure

In the spring of 2015 the public television launched a new program for youth. The evening program of Channel m2 uses the name Petőfi TV trying to attract young people watching less and less TV nowadays. With the aforesaid name, the Media Services and Support Trust Fund (MTVA) has been building the new television program clearly on the Radio Petőfi brand having become popular and fashionable among this age-group in the past years.

The Petőfi brand has undergone a significant transformation in the past decades. Since the 90s several focus-group researches have examined the youths' perception in connection with the mixed-programmed Radio Petőfi of that time. Based on the above, I have performed a focus-group research that can be considered as a certain control examination. In the course of this my primary objective was to obtain information on how young listeners perceived the changes having taken place in Radio Petőfi and how such perception has changed the image of the Petőfi Station. Based on the examination we can establish whether it was reasonable to suppose that by now Petőfi has become such an attractive brand that the new youth television program is also worth being connected to.

In the past two decades enormous changes have taken place in the Hungarian media market. After the change of the political regime five more years had to pass by to achieve the elaboration of the regulation proposed at the Opposition Round Table Negotiations to be enacted following the first free elections within the frame-

work of a two-third law. In the early 90s the “media war” broke out. The government and the opposition could not come to an agreement regarding the re-regulation of the operation of the public service radio and television playing a key role in the change of the regime. In the absence of such agreement the commercial mediums starting market competition could not be established, either.

The greatest merit of Act I of 1996 (hereinafter referred to as “Media Act”) is that it opened the market, i.e. it made it possible to establish national and local commercial radios and televisions.

In Hungary two national commercial televisions and two national commercial radios started to broadcast in 1997, terminating by this the earlier monopoly of the public service stations. Despite the fact that the regulation came into existence very slowly and, consequently, the Hungarian Television and the Hungarian Radio could operate in a monopolistic situation for six full years following the change of the political regime, the two public service institutions, in particular the television, were unprepared for the situation having developed in the market.

The new commercial stations began to operate with serious ambitions and great advertising campaigns and acquired the overwhelming majority of the audience, most of all youths, in a very short time. Soon, the public service television and radio did not mean a serious competition to the commercial market players any more, so after this they were fighting savagely already with each other for acquiring as many viewers and listeners as possible and getting the largest possible share in the advertising market.

The next decade was determined by a rocketing technological development. The construction of the cable networks started already in the 90s and by the millennium these networks spread not only over every city but even over every larger settlement. Today the cable, initially only used for receiving television programs but now also suitable for accessing the Internet, reaches more than 70 percent of homes. The beginning of the 21st century was characterised by the huge expansion of the Internet and the broadband Internet access became considerably cheaper and more common. The second decade can be described by the rocketing spread of mobile Internet and smart phones becoming everyday devices. This is the period when, in 2013, although with some delay compared to plans, conversion to digital technology took place in Hungary, too. Analog wireless television has been replaced by digital surface broadcasting.

As regards radios, as a result of the conversion to digital technology, the number of national surface-broadcast digital radio programs could significantly increase, i.e. from the existing five to nearly thirty. In this case the conversion may still take much longer, if ever at all. In Europe, the appropriate operable business model for operating the digital radio network could still not be developed. The rapid spreading of mobile Internet strongly questions the development of the digital broadcasting of radio programs and making such broadcasting universal. Today, being connected to the Internet by a smart phone, unlimited number of radio programs broadcast from any part of the world can be listened to. The connection does not require a large bandwidth and does not disturb surfing on the Internet. According to several

studies, the development of digital radio broadcasting has become redundant and will generally be replaced by mobile Internet radio broadcasting in the future.

Since its establishment, the Petőfi Radio Station of the public service Hungarian Radio was a radio traditionally addressing young people, too. Its earlier programs specifically made for youths, e.g. “Ötödik sebesség” launched in the 70s, “Reggeli Csúcs” of the 80s and “Apukám világa” in the late 90s are already considered classic these days.

In their own times, these programs brought revolutionarily new things in radio broadcasting concerning both their format and their language. For example, the greatest dispute in connection with the morning program called Reggeli csúcs was at that time evoked by the program addressing listeners by their first names. The informal slangy style of Jenő Csiszár also triggered serious tempers among both professionals and the audience.

Despite the fact that in the past decades the Petőfi Radio Station always presented new and more and more pregnant youth programs, it was still permanently losing its young listeners. In this field its considerable transformation into a music station brought changes as of 2007.

After the enactment of the Media Act, the Hungarian Radio made more efforts to stop the continuous erosion of the formerly very popular Petőfi Radio Station and to get back the youths, i.e. those between 16 and 29. This is particularly important for a radio station because those having been socialised to listening to a certain radio channel when they were young would readily choose the same station later on, as well. In respect of the public service radio the task is not only to have listeners “get accustomed” to listening to Radio Petőfi but also to socialise youths to “consume” public service programs. In addition to the regular quantitative researches measuring the listenership of radio programs, qualitative, more concretely, focus-group examinations were also carried out for the preparation of the successive transformation of the program structure targeting the youth.

Medián Közvélemény és Piackutató Intézet (Medián Opinion and Market Research Institute) carried out the first such research examining specifically the youth programs of the Petőfi Radio Station in 1988. The purpose of the examination was to assess the tendencies that could be detected in the radio listening habits, the expectations of listeners regarding youth programs, the expectations of the young age-group in connection with (morning) youth programs, their opinion about the actual broadcast programs and the changes they considered necessary.

During the first focus-group research performed in 1998 it became clear that the perception of the youth of that time was significantly different from that of the adult generation. Young people not only tolerate well but even demand faster and mosaic-like stimuli and stronger effects. Consequently, editing and presenting programs in the traditional way is slow, boring and weak for them. It triggers impatience in them. The television watching habit of browsing among the innumerable channels taking short samples by the help of the remote control can be linked well to this mentality. This was when sampling browsing started to take on among them also when listening to the radio as a result of the fact that com-

mercial radio stations, listening to the radio while driving and remote-controlled hi-fi towers started to become widespread at that time. It follows from this that they cannot listen to programs edited from longer units. They also listen to traditional information programs in this spirit. The difference between generations was posing serious problems already at that time among teenagers and those in their twenties, not even mentioning adults or elderly people. The whirling and mosaic-like style expected by teenagers is unfollowable, irritating and chaotic even for those still being only in their twenties. At that time, selecting a radio station appeared already as a question of identity for the new generation. This was the time when the world of the media started a rocketing expansion, which also meant that the appearance of the commercial radio stations broke the monopoly of the conventional, old, adult world. Therefore, it resulted involuntarily from the above that the formation of natural generational identity was accompanied by preferring the new commercial stations against the traditional public service radio. The greatest complaint of the young generation against radios and even radio stations preferred by them is that all of them are very far away from their generation. The fashionable presenters addressing their generation (from Jenő Csizsár and Előd Császáz to Lajos Boros) are “old” compared to them and their credibility becomes doubtful in their eyes again and again. An important conclusion of the research is that youths expect colloquial and unsophisticated, even slang talk and would prefer to listen to improvisative and spontaneous programs that do not make them feel that they are edited. The strongest detectable demand was for modern music as much as possible.

The next research with a similar subject took place eight years later, in 2006. This focus-group research was carried out by Szonda Ipsos Média, Vélemény-és Piackutató Intézet (Szonda Ipsos Media, Opinion and Market Research Institute). Its objective was to make the basic demands, expectations, attitudes and aversions of the audience known and to get a picture of the position of the radio in the light of the competitor radio stations. Therefore, the aforesaid research can be considered to be a basic program and position examination. In the course of the research the following were, among others, examined: the reasons behind the youths' selecting certain channels; their expectations towards a radio ideal for them; the strengths and weaknesses of public service programs in the opinion of young people; their most important expectations towards presenters and the rate of satisfaction regarding musical supply and the speech-text ratio.

The result of the research revealed, among others, that the youths related numerous positive associations to the activity of listening to the radio and this shows attraction to the radio. At the same time, the role and function of listening to the radio have been transformed in the past decades. The appearance and rapid spread of television and commercial radios have pushed public service radio stations to the background. The quick and stressful way of life makes the program structure of commercial radios more easily acceptable because their selection of popular music and their shorter and shallower conversations based usually on humour prove to be more restful in a burdened mental and physical condition. So, contrarily to the experiences gained 8 years earlier, this time pre-

ferring the commercial radio stations already originated rather from the overstrained way of life and comfort.

The persons asked proved to be satisfied with the program of the Petőfi Radio Station in 2006; they rather requested some change in the tone and the interpretation. The result of the survey shows that the presenters' parlance perceived to be nice and articulated is the strength of the Petőfi Radio Station, especially in comparison with the presentation style of the commercial radios. The listeners of other radio stations mentioned that listening to the radio more frequently was conditioned upon more leisure time and a less stressful way of life, and, on the other hand, being informed about the selection of programs, making the music selection more modern, providing a more youngish and dynamic style, characteristic presenters and creating a unique image, were identified.

According to the members of the focus-group, in this period the Petőfi Radio Station is a transition between public service and commercial radios because it is able to inform and entertain in an equal proportion; it addresses a wide class of people and music and conversation have an equal share in the station. The prestige of the Petőfi Radio Station proved to be higher than that of commercial stations and tradition, the generation of nostalgia, the preservation and communication of values and some of the station's typical programs contributing to keeping its uniqueness were evaluated as advantages.

As group members not listening to the Petőfi Radio Station did not know the real program selection of the station, many of them suggested that the station should be made more musical and they considered it expedient to curtail the length of conversations, too, in order not to hear "monotonous" speech for a long time. Particularly the youngest group members between 14 and 18 were, independently from their radio listening preferences, of the opinion that today's hits should be given greater room in the musical selection of the Petőfi Radio Station. It was also proposed that the station could select from several styles of music and from each style it should collect more popular pieces.

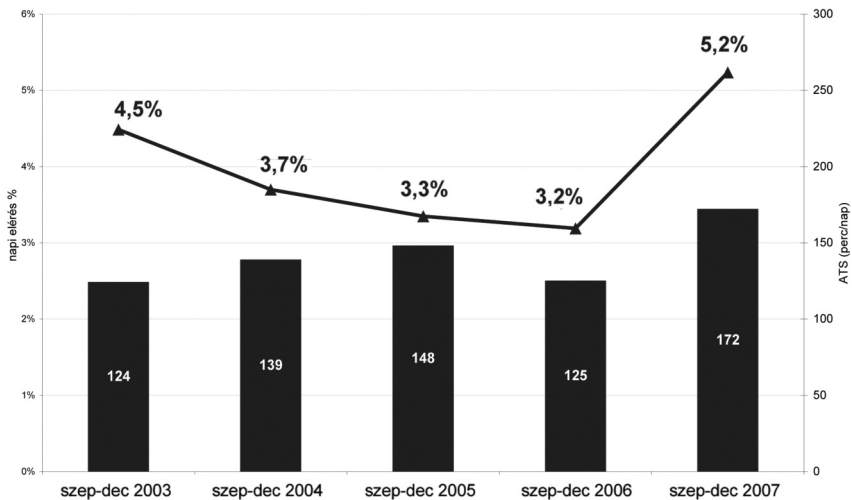
From 1 June 2007 the Petőfi Radio Station presented a completely new program structure. It developed its (mainly musical) profile relying on the research results described above. Contrarily to the earlier selection of programs addressed to youths and young adults between 18 and 39, the determinant style is pop music and within it the styles comprising the trends representing the highest standard of pop music and being not or infrequently present in the musical material of the national commercial radio stations. The station already wanted to reach the (broadly meant) young listeners not only in certain programs but around the clock. The change triggered strong protest among people preferring the earlier selection of the station and rejecting the new program structure and the commercial radio stations seeing competitors in the public service station changing its profile. As a result of the protest, the National Radio and Television Authority (ORTT) initiated, within the framework of a public administration procedure, an examination to decide whether the Petőfi Radio Station is considered to be of a public service nature or not, i.e. whether it is in compliance with the provisions of the Media Act relating to public service program providers. The dispute between those for and against the renewed

program structure of the Petőfi Radio Station was present also in the public already from the beginning: vehement discussions not without any skirmishes developed first of all in the printed press, but particularly on Internet forums. The appearance of the dispute in the media, its mode of arguing often referring to socio-cultural values and its vehemence made the happening similar to the phenomenon defined as “moral panic” by the literature of the socio-communication science. Moral panic means that a certain event, in the present case changing the program structure of the Petőfi Radio Station, becomes thematized in the media as a socio-cultural problem, as the violation of the legal provisions related to public service and as the loss of cultural values, and a wide dispute and discussion begins about the event experienced as a scandal by a considerable part of those affected by and speaking about it. In such disputes antagonistic approaches, arguments and interests encounter each other in connection with the nature and the possible solutions of the problem. The dispute and the collision of opinions usually results or may result in the revision and revaluation of the existing values, standards and procedures and, through this, in the constitution of new standards and rules.

After the dying away of the dispute and the court deciding in favour of the radio in the debate between the Petőfi Radio Station and ORTT, the listenership of the station already renamed to be MR2-Petőfi became permanent. The quantitative researches show that although the number of the listeners of the MR2-Petőfi Radio Station decreased within the entire population by nearly half a million compared to the earlier number, the listenership grew to its multiple in the age-group of 18 to 39.

MR2-Petőfi Rádió I.

Napi elérés és ATS évente, MR2-Petőfi Rádió, 40 éven aluliak



Annual daily access and ATS, MR2-Petőfi Radio Station, persons under the age of 40

The decrease of listenership within the entire population could be forecasted in respect of the Petőfi Radio Station as the station had a significant listener base among

adults and even pensioners, who showed no interest for the programs of a new station having a musical format. At the same time, despite selecting the strictly musical format being conventional in many respects at the commercial stations, the Petőfi Station could not really keep up with these stations in terms of listenership.

After 2009 significant changes took place in the Hungarian media market. These changes directly affected the renewed Petőfi Radio Station, too, because the concession licences of the two great commercial radio stations, Sláger and Danubius, for national surface broadcasting, expired. According to the then effective Media Act, ORTT announced a tender for these frequencies. The conducted tender procedure caused a stir. Under unexpected and scandalous circumstances the two popular radio stations dominating a considerable part of the radio market lost their frequencies and from 19 November 2009 two brand new channels, Class FM and Neo FM, started to broadcast and became the two new national commercial stations. The two new stations had to build up their program structure, image and listener base from nothing. Meanwhile, the Petőfi Radio Station had been operating its new program for two years already and was considered to be an established radio channel.

In 2010 the regulatory environment, too, changed significantly. The Hungarian Parliament passed a new media act (hereinafter referred to as “Second Media Act”), which, although did not influence the situation of the national radio stations directly, considerably affected the media market, too, indirectly.

The radio market was fundamentally restructured by the termination of the Neo FM station on 9 November 2012. Although the new radio station was the second most-listened-to music channel after Class FM in Hungary, economically it could not cope with the competition, could not perform its unrealistically high revenue undertakings made in the tender and was operating permanently with a deficit from the beginning. Therefore, after a short 3 years of operation, it had to terminate its operation. From then on only two national pop stations, Class FM and the Petőfi Radio Station, remained available in the ether for domestic radio listeners.

Before this significant change, in the beginning of 2012, a new focus-group research was conducted in connection with the Petőfi Radio Station. Its primary objective was the examination of the image of public service stations and, within them, of the new Petőfi Radio Station, having been operating as a music channel for more than 4 years already.

The research performed by Ariosz showed that most of the listeners of the Petőfi Station do not very much like the “mainstream” music offered by the commercial stations. Fundamentally, they have a desire for variety, some kind of waywardness and novelties. The members of the groups conceived it as a characteristic of the program stream of the Petőfi Radio Station that there is no artificially generated interactivity in it and it has no “idiotic call-in” programs but it has thematic programs known and favoured by the majority of listeners. Certain lingual playfulness and using new words or expressions and unique program titles are also features of the station. The members of the focus-group consider the presenters of the Petőfi Station to be well-prepared and working professionally. Lis-

teners mostly listening to the radio in the background find the music-speech ratio also acceptable and they do not require more conversational or informative programs. The young listeners of the station mention supporting and introducing still less known Hungarian performers as a determinant feature. They like the uniqueness of the songs and that they can listen to and become familiar with recordings that they cannot or can meet very infrequently at other radio stations. It is also highlighted as a characteristic that in the field of music the Petőfi Station “has guts” as regards underground music and musical novelties. Its style is not intrusive or pushy; its pace is calm but not lukewarm.

“Coquetting with the mainstream” that can be more and more frequently observed in the daytime period and that holds the danger of giving up the characteristic uniqueness was mentioned as a negative factor.

After comparing the focus-group researches examining the listeners of the Petőfi Radio Station and presented so far, it became necessary to perform a control examination, which helps specify the following:

- What new tendencies can be observed these days in the radio listening habits of youths, with particular regard to mobile Internet and smart phones having become widespread?
- Has the opinion of young listeners changed by now regarding the musical selection of the Petőfi Radio Station with accessing music with the help of the Internet becoming more and more easily?
- Do young listeners switch now to a radio station, e.g. to the Petőfi Radio Station, only for music or do they also look for personalities there?
- Has it succeeded to stabilise in youths acceptance following the Petőfi Station becoming a music channel, i.e. do they feel the Petőfi brand to be really their own one?

I performed the control examination in two focus-groups composed of young people between 16 and 29.

In the earlier researches public service and commercial radios were clearly always differentiated from each other. Before 2010 listeners considered the traditional stations to be of public service nature and in respect of the newly established commercial radios they used the attribute “commercial” typically as a synonym of “modern”, “new”, or “music radio”. At the time of the earlier examinations “public service” was rather a pejorative attribute appearing as the synonym of outdated.

In this respect the change that can be observed in the course of my focus-group research is remarkable. The initial signs of this change could be perceived even already in 2012. The participants do not use the radio station classifications “public service” and “commercial” as categories. The Petőfi Station of the public media does not remind us that it is a public service channel and on this basis it is not compared to the commercial radios, either. The attribute “public service” occurs only at the level of mentioning and when mentioned, only in connection with the Kossuth and Bartók stations. We can conclude that as the Petőfi Station has become a music channel positioned to young people, the channel being of

a commercial or public service nature in terms of its operation has become unimportant for the listeners.

In the programs of the Petőfi Radio Station music plays the main role. The radio has undertaken to offer a varied composition from the latest and most successful musical selection from Europe and all over the world, laying special emphasis on the young talents of Hungary. The Petőfi Station broadcasts quality music that cannot be found in the selection of any other national radio. In the time slot structure made taking the times of the day into account not only music but information related to lifestyle, culture and public life is also provided in an easy-flowing and exciting “packing”.

The participants of the focus-group confirmed well that they perceive the objectives of the Petőfi Station and they link concepts to the Petőfi brand, to the character of the station and to its musical selection that are in line with the objectives of the radio.

Each member of the group had a positive opinion regarding the musical selection of the Petőfi Radio Station. We can establish that they understood and evaluated its efforts. They found it important that the channel gives opportunity also to the young talents of domestic pop music and, although they did not conceive it directly in the conversation, it could be clearly concluded that they consider the Petőfi Station’s mission of supporting youths and offering a musical selection different from that of the ordinary radios also as a cultural value and message. The participants did not even pronounce the attribute “public service” in this context but from what they said it could be well concluded that they consider the Petőfi Station offering such a musical selection to be some kind of a creation of values and a public service duty.

When editing a radio program, one of the most fundamental proven regularities to be taken into account is that at the very moment the listener decides to turn the radio on, he/she immediately makes another decision, too, namely, whether he/she would like to listen to music or speech. Once this decision has been made, he/she will start thinking about what music or speech to choose.

The first decision is, of course, highly dependant also on the circumstances of listening to the radio. Musical programs can also be listened to in the company of others, but listening to a textual program is much rather individual. For instance, if more people travel in the same car, they can listen to music in the background, but in such cases a conversational program can be expressly disturbing because it prevents those travelling together from talking to each other. Listeners switch to conversational programs at home also rather when being alone.

The participants of the groups unanimously switched the Petőfi Station on for music. What had been confirmed by the earlier examination was verified in the focus-group, too, namely, that the young age-group can be addressed by a radio with a musical profile. This is in line with their sphere of interests and lifestyle. When switching the radio on, their first decision is that they would like to listen to music. They think of the Petőfi Station already as a music channel and they do not consider if it is a public service or commercial station; moreover, this aspect does not even occur when they make their decision.

Segmentation has started also in the market of music radios in the past years. There are already several, mainly local or regional stations that compile their selections from a certain musical segment or style. For instance, the Jazzy Radio of Budapest exclusively broadcasts jazz music, while Classic FM compiles its selection from the popular pieces of classical and film music. This tendency and the segmentation can be observed even better in the programs of internet radios. Here the number of emerging radios is technically not limited and launching an internet music radio does not require a significant investment, either. This means that there is a very low limit for entering the market of internet music radios. Due to this there are already numerous music radios on the web (e.g. the Hard Rock or the Soul net radio). Contrarily to these, the Petőfi Radio Station, as a channel broadcasting all over the country, cannot afford to compile its musical selection from a very narrow musical segment, because doing so would exclude a wide sphere of its listeners.

Therefore, in the course of compiling its musical selection, the Petőfi Station designates a much wider musical segment when picking from “the latest and most successful musical selections from all over the world”. Consequently, editorial subjectivity may also have room in compiling the program stream and, while listening to the program, listeners often need to make compromises because such songs may be played from time to time as do not fit their taste. When compiling the musical selection, the Petőfi music channel avoids extremities. Listeners can perceive that the station pays great attention to compiling the music list because a very unpopular and rejected song means an immediate “switch-away factor”.

Based on the experiences gained in the course of the earlier researches, young listeners identified the Petőfi brand as quite negative. The most frequently used attributes were “serious”, “slow”, “state-owned” and “out-of-date”. However, the examination conducted in 2012 detected a significant change in connection with judging the brand. An important question of my focus-group examination was whether the perception of youths has really changed on a permanent basis in connection with the brand of the Petőfi Radio Station. Could it be managed to get rid of the negative associations that had been very typical earlier? Has the radio thrown off the negative interpretation of being of “public service” nature and do young people feel a musical public service radio to be their own one in the long run?

For the more thorough examination of this question I relied on the collage method. The essence of the method is that respondents answer the questions by choosing pictures and they express their thoughts and feelings this way in connection with a product or brand.

The basis of collage technique is the idea that youths speak a common visual language, irrespective of the given culture or life situation. The visual aspects of a picture, like its shape, size, colour and composition, get a universal meaning in the course of their interpretation, irrespective of the cultural background or what the picture really depicts.

I use the pictures selected by the people for revealing the reactions to the given question or encouragement, avoiding this way traps like post-rationalisation and the pitfalls of the process transforming meanwhile people’s thoughts into words.

Within the focus-group examination the collage method confirmed that the group members preparing the collage feel the world of the Petőfi station to be close to them. A major feature of collage compilations is movement and dynamism. The mixture of lively pictures and signs really reminds the viewer of the freshness of the brand. This collage also implies a strong emotional attraction. The picture confirms the conclusion drawn from the previous research, namely, that young listeners feel the new Petőfi brand not only to be close to them but also to be already their own one. The picture of such a brand appears as one to which, in the opinion of the group members, it is good to belong to and which is close to their way of thinking and taste. They feel that this radio is worth following and gives excitement and experiences to its listeners.

In their eyes, the Petőfi Station has become a music channel, being a bit different from others. They notice and appreciate its public service and, mainly, cultural activity, but they did not call the station a public service one in any context when mentioning it either directly or spontaneously. The Petőfi Radio Station has become an accepted and popular brand, which is proudly listened to and is considered to be a benchmark in musical life. The Petőfi brand already means a stage, too, where Hungarian performers appear at festivals visited by youths.

The programs of the Petőfi Station are in line with the age-group but the station itself does not declare itself to be the radio of youths. This, for that matter, is beneficial: all researches have proven that it annoys the target audience and makes its members rejective if a radio wants to tell to whom it broadcasts, whether the given person belongs to such target audience or not.

The image of the brand revealed in the course of the research proves that young people, students and even young adults over 30 feel that the Petőfi Station belongs to them. They find their musical world in it; presenters do not split listeners for whom the pieces of information received there are relevant and interesting; the channel is colourful and lively (both in terms of its programs, external appearance and its communication) and the listeners identify themselves with the image suggested by the radio and dare offer it to their contemporaries.

In the past nearly 10 years a fundamental change has taken place in the perception of youths in connection with the Petőfi brand. Simultaneously with my research, the professionals of MTVA operating the Petőfi Radio Station today may also have drawn similar conclusions. When they decided to launch a popular television program for youths at the beginning of 2015, they were right and had good reason to give the name Petőfi TV to the evening program of the m2 channel. They also have a good reason to trust that the age-group's positive judgement of the successful Petőfi Radio Station will attract the youths before the screen of m2, too, in the evenings. The Petőfi Station has become an inevitably strong and attractive brand by the second decade of the new millennium, as confirmed by my research, too. To see, however, if the Petőfi brand is really strong enough to make a new public service television program popular as well, could, anyhow, be the subject already of further research.

Literature

Barbour, RS and J. Kitzinger (1999) (Eds) *Developing Focus Group Research. Politics, Theory and Practice*, London: Sage.

Gripsrud, Jostein (2007): *Médiakultúra, médiatársadalom (Media Culture, Media Society)*. Új Mandátum Publishing House.

Krueger, R.A. (1988) *Focus Groups. A practical guide for applied research*. London: Sage
Levy, S.J. (1979) *Focus group interviewing*.

Péter György: *Közszolgálat a globális technokultúra korában. A Magyar Rádió lehetséges stratégiája. (Public service in the age of the global techno culture. The possible strategy of the Hungarian Radio.)* Prepared upon the order of the Board of Trustees of the Hungarian Radio Public Foundation in January 2003. In: *Médiakutató 2005/spring*, Vol. 6., No. 1. 95–116. p.

István Siklaki: *Vélemények mélyén: a fókuszcsoport módszer, a kvalitatív közvélemény-kutatás alapszere (In the depth of opinions: the focus-group method, the basic method of qualitative public opinion polling)*, Budapest, Kossuth Publishing House, 2006.

Service Review Younger audiences: BBC Three, Radio1 and 1Xtra (2009) BBC trust research

Tamás Terestyéni (edited): *Közszolgálatosság a médiában. Ábránd vagy realitás? (Public service in the media. Dream or reality?)*, Budapest, Osiris Publishing House, 1995.

Positivismus, Poetologie und die gängigen Zeitbegriffe der Literaturwissenschaft

Vajda, Karl

Terms of Time in the Context of Philological Positivism and Narratology

Abstract

The paper provides insight into the historical development of recent time notions of literary theory, investigating how Aristotelian poetology, positivism (an approach that has become obsolete in several respects by now), and Wilhelm Scherer's poetics determine the epistemological horizon within which the question of literary time seems to be able to be formulated at all. In connection with this, the paper highlights the uncertainty principle between the production-centered and the reception aesthetical approach, displaying one of the literary theoretical perspectives from which the conceptual apparatus of narratology for treating the problem of literary time proves to be unsatisfactory.

Key words: time notions of literary theory, poetology, uncertainty principle between the production-centered and the reception aesthetical approach, positivism and narratology

Schlüsselworte: Die Zeitbegriffe der Literaturtheorie, Poetologie, die Unschärferelation zwischen produktions- und rezeptionsästhetischer Sicht, Positivismus und Narratologie

Theoretische Einleitung

Sollte der Literaturtheorie des Abendlandes jemals gelungen sein, den Entschluss zur Aufgabe metaphysischer Zusammenhänge gefasst und dem empirischen Moment der menschlichen Erkenntnis jenseits von jedweder Spekulation auf Transzendenz zum alles durchdringenden Durchbruch verholfen zu haben, so ist dies ganz gewiss im ausgehenden 19. Jahrhundert zur Zeit jenes wissenschaftlichen Positivismus geschehen, der mit der Forderung nach einer Wissenschaft, die durchgängig auf empirisch verifizierbaren Thesen und Hypothesen gegründet ist und den klassischen Empirismus der Aufklärung zu einem streng, ja nahezu verbissen antimetaphysischen Standpunkt radikalisiert hat.

Allerdings gilt es gleich am Anfang zwei möglichen Missverständnissen vorzubeugen. Erstens bedeutet der bloße Entschluss, die metaphysische Sicht abendländischer Poetologie aufzugeben noch lange nicht, dass der Bruch mit der einschlägigen theoretischen Tradition in der Tat auch vollzogen wird. Vielmehr werden wir im Folgenden sehen müssen, wie zäh sich die poetologische Betrachtungsweise selbst bei den besten Verfechtern der positivistischen Schule durchgehalten hat, wie weit die „Macht“ der Aristotelischen Poetologie reicht (vgl. Scherer 1888,

36). Zweitens dürfen wir uns nicht von der Selbstbezeichnung der positivistischen Literaturforschung in die Irre schicken lassen. Zwar verlangt der Positivismus von seinen Anhängern sehr wohl, die wissenschaftliche Erkenntnis auf die Auswertung „positiver“ Befunde einzugrenzen. *Positiv* ist hier allerdings nicht als das Gegenteil von *negativ* zu verstehen. *Positiv* heißt vielmehr die lateinische Übersetzung des griechischen Ausdrucks *hypothetisch*. Es handelt sich daher im Falle des Positivismus um eine Wissenschaftstheorie, die auch an die Humanwissenschaften die Anforderung stellt, hypothetisch vorzugehen, mithin in einem Experiment unter vorab definierten Bedingungen einen erwarteten Nachweis zu erbringen oder die Unmöglichkeit eines solchen Nachweises einzusehen. Für das kritische Denken des Positivismus muss zumindest die Möglichkeit der Falsifizierbarkeit stets gegeben sein, damit überhaupt von Wissenschaftlichkeit gesprochen werden darf (vgl. Popper 1994, 300 ff. und 428 f., sowie Popper 1987, 105).

Der positivistische Ansatz in Literaturtheorie und Ästhetik ist für das Bedenken der literarischen Zeitfrage um so bedeutsamer, je zählebiger er, verkannt und unerkannt, in manchen Vorbehalten, Begriffen und Gedankenkonstrukten seit über einem Jahrhundert durch die gängige Literaturwissenschaft geistert.

Indessen müsste jede konkrete Annäherung an die literarische Zeittheorie des Positivismus desorientiert bleiben und in das Gestrüpp leichtfertiger, zumal mit dem Phänomen des Positivismus all zu leicht fertiger Überzeugungen und Vorentscheidungen münden, würden wir die Grundorientierung des literarischen Positivismus über dessen indirektes Wie und Weshalb vergessen. Vielmehr wird eingangs wohl nötig sein, einige weit verbreitete und äußerst hartnäckige Urteile über den Positivismus außer Kraft zu setzen. Selbstredend nicht um vor dem höchsten Gericht der Wissenschaftsgeschichte für die positivistische Theorie Revision einzulegen. Wovon wir uns leiten lassen, ist einzig und allein der Wunsch zu verstehen, inwiefern und weshalb das Denken des literarischen Positivismus dauerhaften Einfluss auf die Begrifflichkeit der Literaturtheorie in einem so gewichtigen Zusammenhang gewinnen konnte, wie es die Zeit und die Zeitlichkeit der Literatur sind.

Ohne Zweifel war der Positivismus die erste theoretische Schule in der Wissenschaftsgeschichte, die die Literaturwissenschaft bewusst und nahezu bedingungslos am methodologischen und epistemologischen Beispiel der Naturwissenschaften auszurichten versuchte. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist dem Zeitgenossen zum einen das Zeitalter folgenreicher naturwissenschaftlicher Entdeckungen und die Zeit deren rasanter Verwertung durch Technik und Gewerbe, zum anderen die Epoche der Entdeckung der Menschheitsgeschichte, hervorgerufen durch die erste Besinnung auf Folgen von Globalisierung und Planetarisierung der westlichen Zivilisation durch Kolonialisierung und Migration (Dilthey 1960, 237). Der Positivismus war daher von der Bestrebung beseelt, die *Humaniora* mit einer historischen Optik auszustatten und zugleich an der naturwissenschaftlichen Forschung zu orientieren. Dies sollte teils durch eine entsprechende Anpassung der Grundlagenprinzipien an Grundsätze der Naturforschung erfolgen, teils durch die Übernahme gewisser methodischer Verfahren und leitender Vorstellungen der allein schon wegen ihrer Forschungseffizienz schier unanfechtbaren Naturwissenschaften.

Das theoretische Werk der Gründungsväter des literaturwissenschaftlichen Positivismus, vor allem das von Wilhelm Scherer, darf wegen dieser radikalen Orientierung an den Naturwissenschaften gleichwohl noch keineswegs mit blinder philologischer Pedanterie, geschweige denn mit der beflissenen Stoffhuberei (Schulz 1930, 7) ihrer Nachfolger gleichgesetzt werden. Sosehr die gängige wissenschaftshistorische Ansicht auch zutrifft, die positivistische Literaturwissenschaft habe die praktische Arbeit hauptsächlich auf Quellenkunde, Entstehungsgeschichte und Schöpferbiographie eingeschränkt, das gibt noch bei weitem nicht das Recht, anzunehmen, der Positivismus würde im theoretischen Bereich zu einer „Erweiterung der theoretischen Grundlagen“ keinen Beitrag geleistet haben, so dass es dazu erst seiner Überwindung bedurft habe (Kayser 1992, 23).

Auch wird der ‚Kritische Rationalismus‘ die Ehre des als unzulänglichen Vorbilds aufgefassten Positivismus schwerlich dadurch retten können, dass er das Scheitern der positivistischen Literaturtheorie auf methodische Mängel wie formallogische Fehlgriffe, sprich Induktion bei der Suche nach Verlaufsgesetzen in der historischen Entwicklung zurückführt, die Begrifflichkeit sowie der einseitigen Orientierung an den Naturwissenschaften jeglicher Verantwortung entbindet und so jedweder wissenschaftstheoretischen Überprüfung entreißt (Eibl 1976, 11). Diese nur auf die offen oder verhohlen verpönte Praxis der späteren positivistischen Literaturwissenschaft schielende Betrachtungsweise lenkt von dem Zusammenhang zwischen theoretischen Voraus- und methodischen Zielsetzungen ab. Dem Positivismus als Theorie und seinem Erbe kann solcherart allerdings niemand recht zu Leibe rücken. Um so weniger, weil die Zeit des Positivismus über die Literaturtheorie in Wahrheit im Zeichen einer radikalen prinzipiellen Besinnung hereinbricht.

Deshalb täte auch die rezeptionsästhetisch befruchtete Literaturwissenschaft gut daran, an der positivistischen Poetik z. B. eines Scherer weder wortlos vorbeizugehen noch es bei der Proklamation einer wenig überzeugenden Überzeugung bewenden zu lassen, die positivistische Literaturwissenschaft habe generell aus ihrer Not eine Tugend gemacht, als „sie sich Methoden der exakten Naturwissenschaft erborgte“ (Jauß 1970, 153). Besondere Vorsicht empfiehlt sich hier nicht allein schon deshalb, weil Tugend keine Vorkehrungsmaßnahme der Vernunft ist und somit nicht in der Weise mit Not zu schaffen hat, dass sie erst in einer Not zeigt, wozu sie denn taugt; ganz im Gegenteil: Sie kann überhaupt erst aus einer Not erwachsen sein. Aber auch nicht in erster Linie, weil im Falle des Positivismus gerade die von der Naturforschung gewonnenen Grundsätze zum vorzeitigen Scheitern des positivistischen Historismus geführt haben, also hier die Tugend der Not offenkundig vorausgegangen ist und sie in ihrer Form und Extremität erst überhaupt unumgänglich gemacht hat (Untugend). Vielmehr gälte es der gängigen Literaturwissenschaft mit Bezug auf die positivistische Literaturtheorie deshalb Vor- und Umsicht walten zu lassen, weil gerade die ‚Naturgesetzesgläubigkeit‘ des Positivismus zu einer Fülle von Überlegungen geführt hat, deren sich die gegenwärtige Literaturtheorie, angefangen bei den russischen Formalisten und Strukturalisten über die sogenannte morphologische Schule bis hin zu Rezeptionsästhetik und Narratologie, entsagen weder wollte noch recht könnte.

Eben dies nötigt uns zur Klärung der Frage, warum und weswegen es der po-

sitivistischen Literaturtheorie Schererscher Prägung vergönnt war, auch solchen literaturtheoretischen Schulen unsichtbar und eben daher in um so beträchtlicherem Maß ihr Gepräge aufzudrücken, die dem Positivismus, aus welchem Grunde auch immer, kritisch, manchmal sogar feindlich gegenübergestanden und ihm feierlich, eifrig und zweifelsohne allein deshalb schon mit zäher Inkonsequenz abgeschworen haben?

Der determinative Grundzug der Poetik Wilhelm Scherers

Wilhelm Scherer weist der Literaturwissenschaft in seiner *Poetik*, dieser Grundlegung der positivistischen Literaturtheorie (1888), drei Aufgaben zu. Sie soll zum ersten ihren Gegenstand als wissenschaftliches Objekt sichern, indem Gegenstand und Perspektive der Literaturforschung gleichermaßen von deren Intentionen her abgesteckt werden. Zum zweiten bedarf es der Klärung der Ziele, die mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden erarbeitet werden sollen. Schließlich und zum dritten: Es sind die Wege, Verfahren, Methoden auszuarbeiten, die an diese Ziele heranzuführen (Scherer 1888, 1).

Scherer ist vor allem daran gelegen, das Tatsächliche gewissenhaft zu untersuchen. Nicht aber – wie in manchen spät- und neopositivistischen Strömungen – als isoliertes Kenntnissgut, als einmaliges historisches Ereignis (Jauß), sondern als Zusammenhang, den er im Geiste der auf der Erkenntnistheorie des statischen Determinismus begründeten Naturwissenschaften als strenge Kausalität denkt. Der größte Unterschied zur naturwissenschaftlichen Verfahrensweise ist hier eher erkenntnistechnischer als erkenntnistheoretischer Herkunft und hat zum Grunde, dass sich die Naturwissenschaften an Beobachtungen halten, die mit Hilfe von Experimenten gewonnen werden. Somit binden sie sich durch die Allgegenwärtigkeit der im Akt des Experimentes gegebenen Möglichkeit des Nachvollzugs an eine methodisch mitbedingte Gegenwartigkeit, die eine bestimmte Ausgelegtheit von Zeit und Zeitigung voraussetzt (schränkenlose Wiederholbarkeit). Die positivistisch geprägte Geisteswissenschaft hat gleichwohl gerade das Instrument des Experiments nicht zur Hand. Da sie dies jedoch nicht aus dem wesensmäßigen Unterschied zwischen naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Fragestellungen herleitet, kann sie sich an diesem Punkt lediglich mit der Herausforderung konfrontiert sehen, den Abgrund, der zwischen ihr und den Naturwissenschaften auseinanderklafft, mit zweckmäßigen, gleichwohl keineswegs substantiellen Änderungen an ihrer nach wie vor naturwissenschaftlichen Verfahrensweise zu überbrücken. Sie wendet sich daher mit Konsequenzen, die im Bereich der synchronistischen Naturforschung gezogen worden sind, der Vergangenheit als Ursprung eines Gegenstandes zu und setzt somit eine Historisierung des statischen Determinismus sowohl voraus wie auch durch: „Auf dem Boden der Entzweiung von geschichtlicher Herkunft und Gesellschaft nimmt der Positivismus in großer Form die Auseinandersetzung mit dieser Entzweiung auf; er versucht sie durch Ausklammerung oder Auflösung aller nicht in der positiven Methode der Wissenschaft aussagbaren und nicht auf die Gesellschaft beziehbaren Zusammenhänge zu überwinden.“ (Ritter 1971, 12).

Die Übernahme der Idee unbedingter und unaufhebbarer Gesetze scheint gleichwohl gerade mit Bezug auf die Historie erst recht viel verheißend. Nicht von ungefähr zeichnet sich der Positivismus durch eine Vielzahl von Literaturgeschichten verschiedenster und bei weitem nicht immer nur nationalistischer Prägung aus: Die chronologische Kette von Ursache und Wirkung scheint dem positivistischen Historismus einen Ariadefaden in die Hand zu drücken, an dem man sich in der Geschichte die Zeitläufe entlang rückwärts einerseits voranzutasten zu können überzeugt sein darf und andererseits an dem man historische Ereignisse aufreihen kann, um diese so aus ihrer chronologischen Punktualität und Vereinzelung herauszulösen. Die Geschichte kommt dabei als eine Abfolge von Zuständen in den Blick. Der Vorgang des Vergehens in der Zeit wird als Übergang von der einen Epoche zur andren aufgefasst. Die Zeitalter, diese einzelnen Ruhezustände, folgen zwangsweise, wie durch eine historische Entropie bedingt, aufeinander und sorgen für den Ausgleich sich einander entgegenstimmender Kräfte. Historie wird in Analogie zur Physik als eine Art Mechanik gesellschaftlicher Energien begriffen: „Wie überall geht es auch in der Geschichte nur um ein Problem der Mechanik: Der Gesamteffekt ist völlig bestimmt durch die ihn erzeugenden Kräfte.“ (Hippolyte Taine 1905, zitiert nach Škreb 1973, 11).

Die nicht sprengbare Kette der Ursächlichkeit wird dabei zu einem der wichtigsten Begriffsinstrumente der positivistischen Wissenschaftstheorie, nachdem Scherer zufolge auch im geistigen Leben eine Prädestination obwalte und von daher die „Lehre von der Unfreiheit des Willens“ eine „ungemeine Bedeutung“ erlange (Scherer 1874, 412). Diese Formulierung ist indessen nicht nur deshalb von größtem wissenschaftsgeschichtlichem Belang, weil sie durch die viel zu offensichtlichen Parallele zu einem protestantischen Glaubenssatz die quasi-theologische Herkunft und das hier waltende biblizistische Vorverständnis des Begriffs Naturgesetz sowohl des Positivismus wie *mutatis mutandis* auch der Naturwissenschaften durchsichtig macht, sondern auch, weil sie auf methodologische Konsequenzen des positivistischen Ansatzes für die Literaturwissenschaft hinweist: „Wir glauben mit Buckle, daß der Determinismus, das demokratische Dogma vom unfreien Willen, diese Zentrallehre des Protestantismus, der Eckstein aller wahren Erkenntnis der Geschichte sei“ (Scherer 1868, VIII). Denn war die Literatur noch in der Romantik als das Betätigungsfeld dichterischer Genialität und somit als Ausnahme gedacht, als Abweichung von all dem, was diesseits einer schöpferischen Weltbetrachtung liegt, dann bleibt die polemische Schärfe der Schererschen Formulierung trotz der abmildernden Wirkung des vordergründig wissenschaftstheoretischen Kontextes deutlich spürbar. Von nun ab ist in der Dichtkunst nicht mehr die spekulative Erkenntniskraft des Geistes am Werk, sondern eine unbedingte Bedingtheit, die mit der Kraft eines Gesetzes gilt und wirkt. Poesie ist hier nicht mehr als in und infolge ihrer Erzeugtheit überzeugende Urzeugung gedacht, sondern als das Herstellen, die Produktion von Kunstdingen, bei der fremde Einflüsse, eigene Antriebe und Zielsetzungen wie Naturgewalten wirken und walten. Mit diesem Herstellen erschöpft sich indessen für den Schererschen Positivismus die Poesie, die Hervorbringung von Kunstwerken keineswegs. Da Hervorbringen stets auch Hinbringen ist, eine Hinordnung in das Offene einer als Öffentlichkeit auf Mitteilbarkeit

angelegten Teilgabe und Teilnahme, denkt Scherer die *Poiesis* nicht nur als Herstellen, sondern gleichsam auch als Hinstellen, als eine Auslieferung des im Kunstakt der Hervorbringung Gelieferten an seine eigene Überlieferung.

Wirkungsästhetischer Grundzug des Schererschen Ansatzes

Indem Scherer seine Theorie mit der Erwartung verknüpft, die Naturgesetze der Dichtung aufzudecken, verschreibt er sich einer konsequenten Suche kausaler Zusammenhänge, die, so naiv sie sich schließlich methodologisch auch erweist, einen Partikularismus von Detailsfragen von vornherein unterbindet und die Kunst als ganzheitliche Kunsthandlung in Erscheinung treten lässt: „Der Kausalzusammenhang respektiert die Grenzpfähle zwischen den Einzelwissenschaften nicht; soll er also erfaßt werden, so muß neben die an sich so notwendige Arbeitsteilung eine neue Arbeitsvereinigung treten.“ (Dilthey 1960, 245)

Die Erträge dieser sich ums Ganze bemühenden Betrachtungsweise machen sich besonders bemerkbar, wenn Scherer etwa an der *Poetik* des Aristoteles beispielsweise und beispielhaft beanstandet, dass dieser Musikalisches und Szenisches zwar als Komponente des Poetischen betrachte, schließlich aber in seiner Analyse weitgehend unberücksichtigt gelassen und dem Lesen „fast zu große Concessionen“ gemacht habe, „als sei das Kunstwerk fertig, wenn der Dichter fertig ist“ (Scherer 1888, 7). Scherer redet damit eindeutig einer Ästhetik das Wort, die die rezeptive Seite der ästhetischen Erfahrung nicht unbeachtet lässt, im Gegenteil, es geht ihm um eine Kunstlehre, die der Rezeption zu ihrem angestammten Anrecht verhilft: „Der Nachahmungstrieb [als Antrieb gedacht] vermittelt dem Menschen das Lernen und Wissen, womit sich die Freude an den Erzeugnissen der Nachahmung verbindet; er äußert sich productiv im Nachahmen, receptiv in der Freude am Nachgeahmten; beides wurzelt in dem einen Triebe zu wissen und zu lernen, und man freut sich über die Richtigkeit der Nachahmung, selbst wenn der Gegenstand widerlich ist“ (Scherer 1888, 73).

Diese Aufdeckung der rezeptiven Seite der Dichtkunst erfolgt indessen im Sinne des wissenschaftlichen Fortschrittes und folglich als Ergänzung, als eine Erleuchtung des Ganzen, also desselben Gegenstandes nun diesmal auch von der Seite der Rezeption her. Denn auch die Dichtkunst kann erst in all ihren ‚Aggregatzuständen‘ richtig in den Blick der positiven Literaturwissenschaft rücken. Gleichwohl handelt es sich bei der Dichtkunst nach wie vor um eine poetische Kunst. Dichtung entspringt auch für Scherer einer Hervorbringung. Allein, diese Produktion ist nicht mehr auf ein zeitloses Produkt angelegt, sondern auf eine geschichtliche Reproduktion ausgerichtet. Der Dichter schafft einer Aufnahme entgegen und erst die schätzend planende Vorwegnahme der Aufnahme (Scherer 1888, 185) beschäftigt den Dichter mit seinem Schaffen so, dass sein Geschäft als ein zur Aufnahme geeignetes, denn ihr zugeeignetes Geschöpf gelten kann. Somit erlangt die Rezeption von Kunstwerken in der Schererschen Kunstlehre eine zentrale Stelle, was rein äußerlich schon daran sichtbar wird, dass Scherer der Explikation der Bedeutung des Publikums eigens ein Kapitel widmet (Scherer 1888, 185–204).

Die Radikalität der Bereitschaft von Scherer, die rezeptive Seite der Dichtung zu berücksichtigen, zeigt sich in ihrer Durchschlagskraft gleichwohl erst an der Beschaffenheit des kritischen Gedankengangs, mit dem er einer landläufigen Auffassung der Literaturwissenschaft begegnet. Der herrschenden Ansicht, die sich das Geschehen der Kunst als eine Offenbarung in der Analogie kirchlicher Heilverkündigung vorgestellt hat und davon ausgegangen ist, dass der ästhetische Genuss von dem Erkennen einer von dem Autor durch die Kunst vermittelten Wahrheit und so von dem Nachvollzug einer im Kunstwerk sich offenbarenden *intentio auctoris* herrühre, hält Scherer die lapidare Beobachtung entgegen, viel mehr Menschen seien bereit, „in ein Lustspiel zu gehen als in ein Trauerspiel, und doch ist in der Tragödie oft viel mehr Wahrheit. Auf die Wahrheit kommts aber dem Publicum nicht so sehr an, als auf die Annehmlichkeit der Vorstellungen, mit denen sie die Poesie beschäftigt. Doch müssen wir anerkennen, daß die Freude an der Richtigkeit der Nachahmung ein Moment für die Freude an der Poesie sein kann“ (Scherer 1888, 74).

Besondere Beachtung verdient dabei nicht Scherers etwas lapidare Ausdrucksweise, sondern seine Argumentationsstrategie. Indem er nämlich die Frage, ob die skizzierte Wahrheitstheorie zutrifft oder nicht, daran ermisst, ob sie seinen Beobachtungen in bezug auf die rezeptive Seite der ästhetischen Erfahrung entsprechen oder nicht, bringt er unverhohlen zum Ausdruck, welche Bedeutung er der Rezeption beimisst. Der herrschenden Lehre des Aristotelismus seiner Zeit, ästhetische Vergnügung würde einem erst die erkannte Entsprechung zwischen dem Nachahmungswürdigen und dem Nachgeahmten in der Nachahmung bereiten, wird dabei insofern eine Absage erteilt, als Scherer von der Vergnügung durch erkannte ästhetische Äquivalenz nur als Möglichkeit spricht und ihr nur eine sekundäre Rolle zuerkennt. Scherer blickt auf die sekundäre Art der Vergnügung infolge gelungener Nachahmung im Sinne des positivistischen Historismus bezeichnenderweise *sub specie evolutionis*: „[...] das bloße Vergnügen an der Wahrheit der Darstellung ist etwas verhältnismäßig sehr Spätes“ (Scherer 1888, 74).

Die Bruchstelle zwischen Produktions- und Rezeptionsästhetik

Die Brüchigkeit der Ergänzung der Produktionsästhetik durch eine positivistisch geprägte Wirkungsästhetik wird indessen sichtbar, wenn Scherer auf das Verhältnis von Produktion und Rezeption zu sprechen kommt und sich somit der Frage konfrontiert sieht, ob die künftige und in dem schöpferischen Tun des Künstlers vorausberechnete Aufnahme des Kunstwerks die Erschaffung ermöglicht oder umgekehrt, die Erschaffenheit des Werks überhaupt erst die Möglichkeit der Rezeption eröffnet.

An vorhin zitierten Stelle seiner *Poetik* vermerkt er: „Aristoteles setzt von vornherein voraus, daß eine nachahmende Darstellung von einem Publicum beurtheilt wird, und daß das Publicum sie mit dem Urbild vergleicht. Aber das ist doch nur eine Folge der Poesie. Wie kommt der Dichter dazu, seine Freude und seinen Schmerz in einem Lied auszudrücken? Thut er das fürs Publicum, damit dieses sich von der Wahrheit seiner Darstellung überzeuge? Gewiß ist doch eines der

Grundverhältnisse der Poesie dies, daß eine innere Nöthigung für den Dichter vorliegt, gleichviel ob andere da sind seine Gefühle zu theilen oder nicht. Hier könnte die Ansicht des Aristoteles immer nur für einen kleinen Theil der Poesie gelten. Und wahrscheinlich hat er auch hier schon das Drama im Auge.“

Es möchte scheinen, dass Scherer mit der zitierten Formulierung auf die grobschlächlige Abhandlungsart etlicher poetologischer Fragen in der Aristotelischen *Poetik* verweist. Zweifelsohne wäre eine solche Lesart nicht unbegründet: Die *Poetik* des Aristoteles widmet sich, sosehr sie auch immer eine Gattungspoetik zu sein verheißt, in ihrer überlieferten Form den einzelnen literarischen Kunststarten etwas beiläufig, flüchtig und bisweilen lässig, so dass die Dichtkunst jenseits von Epik und Dramatik schließlich zu kurz kommen geradezu muss. Nur was Scherer hier tut, ist sehr viel radikaler, als jedwede Kritik an Aristoteles. Er stellt sich hier der Frage nach dem Ursprung der ästhetischen Erfahrung. Damit entreißt er die Frage der ästhetischen Erfahrung nicht nur der üblichen synchronen Betrachtungsweise, sondern lässt sich gleichzeitig auch in den Bann einer Frage schlagen, die nicht nur dem positivistischen Determinismusgedanken kritisch auf den Grund fragt, sondern auch der Ergänzenbarkeit einer Produktionsästhetik durch eine Wirkungs- und Rezeptionsästhetik.

Es liegt in der Natur sowohl jeglicher Ergänzung der herkömmlichen, d. h. am griechischen Kunstverständnis geschulten, Produktionsästhetik durch eine ebenfalls griechisch verstandenen Rezeptionsästhetik wie im Falle des historischen Determinismus, dass die Frage nach dem Ursprung der ästhetischen Erfahrung nicht nur als eine entscheidende, sondern auch als eine Entscheidungsfrage gestellt wird. Denn entschieden wird hier notgedrungen über die Vorrangstellung entweder der Erschaffung des literarischen Kunstwerks gegenüber der Aufnahme desselben oder aber der Aufnahme gegenüber der Werkschöpfung, wohingegen diese sowohl als auch jene jeweils nur in ihrer Souveränität am Werk ist. Ihre Souveränität scheinen sie gleichsam durch die Abhebung von dem jeweils anderen zu erhalten. Werden sie miteinander verknüpft, so scheint entweder die schöpferische oder die rezeptive Seite der Dichtung beeinträchtigt. Eine Perspektive, die beide Seiten zu einem und demselben Augenblick und nicht etwa erst nacheinander und dann je für sich in den Blick zu bekommen versteht, hat die Literaturtheorie nicht entwickelt, denn nicht entwickeln können. Werkschöpfung und Aufnahme erlangen beide infolge eigener Zeitlichkeit, ihrer Jeweiligkeit, die je eigene Konkretisierung (Ereignischarakter der Kunst).

Die Literaturwissenschaft zielt indessen vorzugsweise auf die Klärung konkreter literarischer Erscheinungen. Sie ist, von der Warte der Poetologie aus gesehen, somit die Wissenschaft von konkreten Dingen (Kunstwerken) als Erkenntnisobjekten (vgl. Strelka 1978, 13; Kocher-Krehl 2008, 23; Klausnitzer 2012, 5) und daraus erkenntnistheoretisch schier zwingend folgend (vgl. Kayser 1992, 17) auch von konkreten Sachverhalten (Gesetzmäßigkeiten, Prinzipien, Strukturmomenten, Wertungsfragen), also von Erkenntnisobjektivationen: „Der Gegenstand der Literaturwissenschaft ist das sprachliche Kunstwerk, und seit Kant kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es sich dabei um ein ästhetisches

Phänomen sui generis handelt, das nicht empirischer Wirklichkeit und ihrer direkten Darstellung verwechselt werden kann.“ (Strelka 1978, 13; siehe hierzu auch Winter 1975, 11). Die Bemühungen des Literaturwissenschaftlers gelten somit in ihrer Gegenständlichkeit konkreten Forschungsobjekten. *Konkret* besagt in diesem methodologischen Wortgebrauch soviel wie *nur für sich*, d. h. *als Einzelnes oder gar Vereinzelt* genommen. Eine einheitliche Kunstbetrachtung scheint möglich, soweit sich die Konkreta der Literatur in einen sinnvollen Bezug fügen lassen. Der Sinn dieses sinnvollen Bezugs soll sich faktisch ergeben aus der Konkretheit konkreter Dinge und Sachverhalte. Allein, das moderne Verständnis des Konkreten wird gerade aus der Vereinzeltung, aus der Konkretisation gewonnen. Somit bürgt für die einheitliche Betrachtung genau die Vereinzeltung. Dabei bieten sich zwei einander ausschließende Gedankengänge an:

1. Das literarisch künstlerische Schaffen ist souverän und autonom. Sosehr es auch mit einer Rezeption rechnet, ist es in seiner schöpferischen Freiheit keiner konkreten Aufnahme unterworfen. Wäre dem anders, müsste die Kunst des Kunstwerks bei unzähligen anderen Aufnahmen ohne Wirkung bleiben: Die konkrete Beschaffenheit der Schöpfung in ihrer Einmaligkeit würde der Einmaligkeit und Aktualität der Aufnahme schaden. Vielmehr entspringt das Kunstwerk dem konkreten Wirkungswillen eines schöpferischen Geistes (Autor als Schöpfer und Urheber, *quasi qua alter deus*). Die Quelle der ästhetischen Wirkung und in eins damit auch der ästhetischen Erfahrung ist und bleibt das nicht konkrete (offene) Kunstwerk, das einem konkreten Schöpfungsmoment erst entsprungen konkret aufnehmbar ist. Forschungsgegenstand der Literaturwissenschaft ist somit der konkrete Schöpfungsakt als Verwirklichung schöpferischen Willens und die konkrete Handlung der Rezeption, insofern sie das künstlerische Produkt reproduziert, das literarische Konstrukt rekonstruiert (Schöpfungs- und Darstellungsästhetik), das erst durch eine Interpretation wieder konkretisiert wird.
2. Die Aufnahme des literarischen Kunstwerks ist souverän und autonom. Erst sie bricht den geschlossenen Kreis einer Produktions- und Darstellungsästhetik auf und erstattet der Literatur die bislang unterschlagene Dimension ihrer Rezeption und Wirkung zurück (Jauß 1970, 168). „Im Dreieck von Autor, Werk und Publikum ist das letztere nicht nur der passive Teil, keine Kette bloßer Reaktionen, sondern selbst wieder eine geschichtsbildende Energie. Das geschichtliche Leben des literarischen Werks ist ohne den aktiven Anteil seines Adressaten nicht denkbar“ (Jauß 1970, 169). Die Geschichte der Literatur lässt sich nicht ungestraft auf die Entstehungsgeschichte literarischer Einzelwerke einschränken, vielmehr besteht „die Geschichtlichkeit der Literatur wie ihr kommunikativer Charakter“ in dem dialogischen und zugleich prozesshaften „Verhältnis von Werk, Publikum und neuem Werk“ (Jauß 1970, 169). Das literarische Kunstwerk erlangt nicht in der ästhetischen Erfahrung des es Schaffenden seine Konkretisation, sondern in der des es Aufnehmenden.

Zwischen produktions- und rezeptionsästhetischer Sicht ergibt sich somit eine

auch epistemologisch denkwürdige phänomenologische Unschärferelation. Zur sachkundigen und sachlichen Beschreibung von Rezeptions- und Produktionsphänomenen bedarf die Literaturwissenschaft einer gewissen Distanz (Klausnitzer 2012, 2), nur ist dies schier unmöglich. Die soeben umrissene Unbestimmtheitsrelation zwischen einerseits dem Sinn des Textes, der nur und ausschließlich im Vollzug deutenden Lesens (Lektüren) zugänglich ist, und andererseits den verschiedenen Lesarten, die selbst in einem und demselben Zeitalter und im Falle wiederholter Rezeption selbst bei einem und demselben Rezipienten sehr unterschiedlich ausfallen können, macht eine sachkundige Distanznahme schier unmöglich. Nach de Man ist zwar sehr wohl möglich, Abweichungen einer konkreten Lesart von dem soeben gelesenen Werk aufzuzeigen, nur verändert dieser Prozess korrekativer Lektüre wegen des „Immanenzverhältnisses zwischen Lesen und Text“ (de Man 1993, 192 f.) auch das Verständnis des Werkes selbst. Zwischen Unbestimmtheitsrelation und Isosthenie kann somit ein generativer Zusammenhang nachgewiesen werden.

Auch Scherer stößt auf diese Unbestimmtheitsrelation. Ihm begegnet sie gleichwohl in jener Terminologie, die noch unmittelbar von dem spekulativen Idealismus auf den Positivismus gekommen ist: „Aber damit die Darstellung zu Stande kommt, müssen die Gegenstände den Durchgang durch das Individuum nehmen [Rezeption]: da fragt sich, wie viel von dem Individuum an dem Gegenstände haften bleibt. Irgend etwas wird in der Regel vom Anschauer an dem Angeschauten haften. Aber der Möglichkeit nach kann man den Fall statuieren, daß gar nichts haften: dann wäre die Darstellung vollkommen objectiv“ (Scherer 1888, 228). In der Dichotomie von Objektivität und Subjektivität bleibt das Problem der Unschärferelation allerdings gänzlich in der positivistischen Sachlichkeitsdebatten eingebunden, was erheblich erschwert, die wissenschaftstheoretischen Dimensionen dieser Erscheinung recht zu ermessen und die ‚quantenmechanische Herausforderung‘ der Literaturtheorie zu erkennen.

Die literaturwissenschaftlichen Zeitbegriffe als Erbe des Positivismus

Die literaturwissenschaftliche Unschärferelation zwischen produktions- und rezeptionsästhetischer Sicht entspringt aus der metaphysischen Grundlegung der Literaturwissenschaft als Poetologie, d. h. als beschreibender Theorie der Dichtung als herstellender Kunst, griechisch gedacht, als Handwerk (*techné*). Die technizistische Sicht durchzieht daher wie ein roter Faden die gesamte abendländische Denken über Phänomene der Literatur. Aus der Fülle der möglichen theoretischen Fragen, die von der poetologischen Unbestimmtheitsrelation betroffen sind, wählen wir ein einziges Problem, nämlich die Frage nach der literarischen Zeit aus.

Der Versuch, die Frage nach der literarischen Zeit zu beantworten, gewinnt aus der positivistischen Erneuerung der Literaturtheorie am Ende des 19. Jahrhunderts wichtige Impulse. Scherer geht von einem mimetischen Wechselverhältnis zwischen Handlung und Erzählung aus (Scherer 1888, 261) und bezieht somit die temporale Dimension der Erzählung auf die Handlung, die in der Erzählung zur Darstellung kommt. Zugleich versucht Scherer das Problem der lite-

rarischen Zeit synoptisch sowohl aus der Perspektive der Produktions- wie auch der Rezeptionsästhetik zu betrachten, so dass er die Frage der Zeit in jenen theoretischen Bereich delegiert, in dem die literarische Unschärferelation am deutlichsten zutage tritt: „Die Dauer des poetischen Products und die Aufmerksamkeit des Publicums stehen in umgekehrten Verhältniß“ (Scherer 1888, 261). Bei Scherer wird damit das rezeptionspsychologische Phänomen der Kurzweiligkeit auf die botmäßige Kürze, die Langweiligkeit hingegen auf eine kunstlose Länge der literarischen Darstellung bezogen. Damit wird die sich aus der Unschärferelation zwischen Herstellung, Darstellung und Rezeption ergebende dichotomische Betrachtungsweise auch auf das Phänomen der literarischen Zeit übertragen. Von nun an gibt es für die Literaturtheorie eine äußere, also eine technische Zeit, deren es zur Reproduktion und somit zur Rezeption von Literatur bedarf, und eine innere, mithin psychische Zeit, die als inwendige temporale Dimension des literarischen Geschehens gilt und unter anderem mehr auch das ästhetische Interesse in dem jeweiligen Rezipienten wachhält.

Die innere Zeit soll der Sammelbegriff all jener Zeitphänomene sein, die dem literarischen Werk als kunstvollem Konstrukt konstitutiv sind. Die zeitliche Dimension der einzelnen Handlungseinheiten gehört ebenso in den Phänomenalbereich dieser Art von Zeit wie die Chronologie der einzelnen Handlungseinheiten oder etwaige historische Bezugnahmen auf ‚die reale, außerliterarische, historische Zeit‘, denen besonders in bezug auf die Gattung der ‚Zeitromane‘ große Bedeutung beigemessen wird.

Die andere Art von literarischer Zeit soll der phänomenale Grundmodus jener temporalen Erscheinungen sein, die zwar als eine Folge der innerhalb des literarischen Kunstwerks als kunstvoller Konstruktion vor sich gegangenen zeitlichen Konstitution angesehen werden können, die jedoch an und für sich nicht werkkonstruierend sind.

Für die erste Art Zeit hat sich in der neueren Literaturtheorie die Bezeichnung *erzählte Zeit* (*story time or narrated time*), für die zweite der Termin *Erzählzeit* (*discourse time or during narration*) eingebürgert (vgl. Dembski 2000, 157 ff.; Martinez 2007, 26). Diese literaturtheoretischen Jedermannsbegriffe gehören mittlerweile zur grundsätzlichen Terminologie der Erzählforschung. Die Dichotomie *Erzählzeit* – *erzählte Zeit* ist gleichwohl nichts anderes als ein Versuch, die naturwissenschaftliche Formel ‚Geschwindigkeit gleich Weg durch Zeit ($v = s / t$)‘ auf die Literatur und die psychischen Vorgänge in deren Rezeption anzuwenden (Stepath 2006, 173) und folglich Scherers eingangs erwähntem Hinweis auf die Dauer literarischer Darbietung als äußeren Rahmen der Rezeption Rechnung zu tragen.

Die in der narratologischen Fachliteratur zumeist irrtümlich Günther Müllers berühmter Bonner Antrittsvorlesung von 1946 zugeschriebene Prägung der Begriffe *Erzählzeit* und *erzählte Zeit* erfolgte gleichwohl in Wahrheit Jahrzehnte früher und sie stand noch in unmittelbarem Einfluss der positivistischen Literaturtheorie. Schon in den angehenden 1920er Jahren machen maßgebende, in der Tradition von Scherer stehende Literaturtheoretiker wie Robert Petsch, Emil Ermatinger und Ernst Hirt bei gleich- oder sehr ähnlich lautender Terminologie von der gleichen Dichotomie Gebrauch.

Hirt findet für jene Art Zeit, die Günther Müller später *Erzählzeit* nennen wird, die Bezeichnung *Erzählezeit* (Hirt 1923, 27). Ihr entspricht in der dramatischen Kunst der Begriff *Aufführungszeit* (ebenda). Diese gattungsspezifische Unterscheidung der literarischen Darbietungszeit, wie *Erzählezeit* und *Aufführungszeit* schwindet in späteren Arbeiten, so dass Peter Szondi beispielsweise auch schon im Zusammenhang dramatischer Dichtung von *Erzählzeit* spricht (Szondi 1973, 186). Diese terminologische Nachlässigkeit ist gleichwohl weniger die Folge etwaiger theoretischer Unbekümmertheit als vielmehr die theoretische Konsequenz dessen, dass der Darbietungszeit als rein äußerlicher Dimension keinerlei werkkonstituierende Rolle zufällt und daher keine gattungsspezifische Bedeutung zuerkannt wird. Die Erzählzeit ist der Länge nach von Gattung zu Gattung, von Werk zu Werk, ja von Lektüre zu Lektüre (vgl. Ricœur 1989, 132) unterschiedlich. Mit der Einführung des Begriffs *Erzählzeit* verfolgt die Literaturwissenschaft das Ziel, zwischen „Erzählen und Erzähltem“, zwischen der Literatur als Vorgang und dem Literarischen als Vorgängigem zu unterscheiden (Müller 1968, 256 f.). Das Erzählte wird dabei mit der Rezeption als aufnehmendem Vollzug von Literatur verknüpft, während unter dem Erzählen als solchem die aktuelle Reproduktion des erschaffenen Kunstwerks (Aufführung, Vortrag, Lektüre) verstanden wird. Der beredteste Beweis dafür, dass die Literaturtheorie der Gegenwart in ihren gängigen Zeitbegriffen die poetologisch fundamentale Dichotomie zwischen Produktion und Rezeption als ästhetischer Reproduktion des Produzierten nachgeformt hat, ist ohne Zweifel Müllers Bemerkung, die Entstehung eines literarischen Kunstwerkes nähme mehr Zeit in Anspruch als dessen Erzählung (Müller 1968, 258). An solchen Formulierungen wird also zudem sichtbar, wie sehr die literaturtheoretischen Zeitbegriffe mechanische Referenzparameter sind (Weixler-Werner 2015, 9).

Gérard Genette findet die Aufgabe der literarischen Zeitforschung im Sinne der Poetologie als Produktions- und Wirkungsmechanik darin, „die Anordnung der Ereignisse oder zeitlichen Segmente im Narrativen Diskurs mit der Abfolge derselben Ereignisse oder zeitlichen Segmente in der Geschichte zu vergleichen, sofern sie sich explizit an der Erzählung ablesen oder durch den einen oder anderen indirekten Hinweis erschließen“ lasse (Genette 1994, 22). Charakteristisch für diese Aufgabenbestimmung ist zum einen die zweimal ausgesprochene und dabei betonte, denn von der strukturalen Warte von Genette einzuhämmende Identifikation der Ereignisse und der temporalen Segmente der Erzählstruktur und zum anderen die Differenzierung zwischen Diskurs und Geschichte (*histoire*). Die Gleichsetzung der Ereignisse mit den temporalen Segmenten der Erzählung folgt aus der seit Aristoteles immer wieder begegnenden, jedoch weiter nie thematisierten zweifachen Not auch der (neo)strukturalistischen Narratologie, einerseits das literarische Werk qua primär vorgegebenes literarisch Seiendes als Struktur und somit als räumliche Konfiguration in Analogie etwa zur Kristallisation zu denken und zweitens Zeit an dem Raum abzunehmen, im Fall literarischer Kunstwerke an der Länge der Erzählung, die in dem Rezeptionsvorgang „zu durchlaufen oder zu durchmessen“ sind (ebenda). Die Unterscheidung zwischen Diskurs [*diegésis*] und Geschichte, d.w.s. zwischen der konkreten Darlegung der erzählten Geschehnisse der aufgeführten Handlungen) und der von dieser zumindest der Möglichkeit nach unabhängigen

(summarisch) chronologischen Abfolge der zu erzählenden Geschehnisse, die ihrer eventuellen Simultaneität zum Trotz aus einer bereits von Aristoteles aufgezeigten technischen Notwendigkeit immer nur im linearen Nacheinander darstellbar sind, entspringt einer wesentlichen Erkenntnis, die dem französischen Strukturalismus (und Neostrukturalismus) allgemein geläufig ist (vgl. Genette 1994, 199 und Barthes 1997, 107) und sich bis in die mittelalterliche Rhetorik zurückverfolgen lässt (Barthes 1997, 83), dass nämlich zwischen der existenziellen Totalität der Zeit mit ihrer Vor-, Nach- und Gleichzeitigkeit und dem Nacheinander jedweder Erzählung, also mit den Begriffen der Rhetorik gesprochen, zwischen dem *ordo naturalis* und dem *ordo artificialis*, eine bedrängende Diskrepanz besteht.

Zeit bleibt in dieser poetologischen, Sicht allerdings eine von vornherein räumlich vorgestellte Variable teils des literarischen Kunstwerkes, teils deren individueller Rezeptionsvorgänge. Der Zeit wird dabei ein Raum, oft ein breiter Raum eingeräumt. Was somit in der Regel zur literaturwissenschaftlichen Untersuchung gelangt, ist die geraume Ausdehnung der Struktursegmente des literarischen Kunstwerks im Ganzen. Zeit bleibt dabei weitgehend verräumlicht, d.w.s. wissenschaftlich unbedacht. Ein theoretischer Verlust, der, wie in der vorliegenden Schrift gezeigt, teils in den poetologischen Anfängen der Literaturtheorie, teils in dem anhaltenden Einfluss positivistischer Begriffsbildung gleichermaßen begründet ist.

Literatur

- Barthes, Roland (1997⁴): *Das semiologische Abenteuer*. Berlin: Suhrkamp.
- Dembski, Tanja (2000): *Paradigmen der Romantheorie zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Lukács,
- Bachtin und Rilke*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Dilthey, Wilhelm (1960²): *Gesammelte Schriften Bd. 11*. Stuttgart: Teubner Verlagsgesellschaft.
- Eibl, Karl (1976): *Kritisch-rationale Literaturwissenschaft*. München: Fink.
- Genette, Gérard (1994): *Die Erzählung*. Fink: München.
- Hirt, Ernst (1923): *Das Formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtung*. Leipzig: Teubner.
- Jauß, Hans Robert (1970²): *Literaturgeschichte als Provokation*. Berlin: Suhrkamp.
- Kayser, Wolfgang (1992²⁰): *Das sprachliche Kunstwerk*. Tübingen: Francke.
- Klausnitzer, Ralf (2012): *Literaturwissenschaft. Begriffe – Verfahren – Arbeitstechniken*. Berlin: de Gruyter.
- Kocher, Ursula und Krehl, Carolin (2008): *Literaturwissenschaft: Studium – Wissenschaft – Beruf*. Berlin: Akademie.
- de Man, Paul (1993): *Die Ideologie des Ästhetischen*. Berlin: Suhrkamp.
- Martinez, Matias Hsg. (2007⁷): *Einführung in die Erzähltheorie*. München: Beck.
- Müller, Günther (1968): *Morphologische Poetik. Gesammelte Aufsätze*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Popper, Karl (1987⁶): *Das Elend des Historismus*. Tübingen: Mohr.
- Popper, Karl (1994²): *Die beiden Grundprobleme der Erkenntnistheorie*. Tübingen: Mohr.
- Ricœur, Paul (1989): *Zeit und Erzählung*. Bd. 2. München: Fink.
- Ritter, Joachim Hrsg. (1971): *Positivismus im 19. Jahrhundert*. Frankfurt: Klostermann.

Scherer, Wilhelm (1874): *Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich*. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung.

Scherer, Wilhelm (1868): *Zur Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin: Duncker.

Schultz, Franz: *Die Entwicklung der Literaturwissenschaft*. In Ermatinger, Emil Hrsg. (1930): *Philosophie der Literaturwissenschaft*. Berlin: Junker und Dünnhaupt.

Škreb, Zdenko: *Die Wissenschaftlichkeit der Literaturforschung* [i.w.: Škreb]. In Žmegač, Victor und Škreb, Zdenko Hrsg. (1973): *Zur Kritik literaturwissenschaftlicher Methodologie*. Königstein: Athenäum.

Stepath, Katrin (2006): *Gegenwartskonzepte. Eine philosophisch-literaturwissenschaftliche Analyse temporaler Strukturen*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Strelka, Joseph (1978): *Methodologie der Literaturwissenschaft*. Tübingen: Niemeyer.

Szondi, Peter (1973): *Lektüren und Lektionen*. Berlin: Suhrkamp.

Weixler, Antonius und Werner, Lukas (2015): *Zeiten erzählen. Ansätze – Aspekte – Analysen*. Berlin: Gruyter.

Winter, Helmut (1975): *Literaturtheorie und Literaturkritik*. Tübingen: Francke.

Dr. Kovács Éva, PhD.

Eszterházy Károly College
 Department of English Studies
 H-3300 Eger, Eszterházy tér 1.
 e-mail: kovacs.eva@uni-eszterhazy.hu

Dr. habil, PhD. Liszka József, PhD.

J. Selye Universitát
 Fakultät für Pädagogik
 Lehrstuhl für Pädagogik
 Bratislavská cesta 3322
 SK-945 01 Komárno
 e-mail: liskajozsef@azet.sk

PhDr. Lenka Mandelíková, PhD.

Katedra sociálnych a humanitných vied
 Fakulta sociálno-ekonomických vzťahov
 Trenčianska univerzita
 Alexandra Dubčeka v Trenčíne
 Študentská 2
 Trenčín 911 50
 e-mail: lenka.mandelikova@tnuni.sk

Dr. Miklós Péter, PhD.

Point of Remembrance Museum
 Emlékpont Múzeum
 H-6800 Hódmezővásárhely, Andrássy út 34.
 e-mail: miklospet@gmail.com

Dr. Nagy Adrienn, PhD.

Magyar Nemzeti Levéltár,
 Szakmai Koordinációs Központ,
 Módszertani, Továbbképzési
 Iratkezelés-felügyeleti
 Koordinációs Osztály
 H-1142 Budapest, Irottkő park 5. I. 6.
 e-mail: adrienn.n.z@gmail.com

Dr. habil. Pintér Márta Zsuzsanna

Eszterházy Károly Egyetem
 Magyar Irodalomtudományi Tanszék
 H-3300 Eger, Eszterházy tér 1.
 e-mail: pinter.martazsuzsanna@chello.hu

Prof. Dr. Michael Prosser-Schell

Institut für Volkskunde
 der Deutschen des östlichen Europa
 Goethestraße 63
 D-79100 Freiburg
 e-mail: michael.prosser@ivde.bwl.de

Szayly József

Doctoral School
 of Social Communication
 of the Corvinus University of Budapest
 H-1093, Fővám tér 8.
 e-mail: szayly.jozsef@gmail.com

doc. Vajda Károly, PhD.

J. Selye Universitát
 Fakultät für Pädagogik
 Bratislavská cesta 3322
 SK-94501 Komárno
 e-mail: vajdak@ujs.sk

M. A. Julia Vogel

Im Berggarten 6
 D-35519 Rockenberg
 e-mail: j_vo@gmx.net

